PF
3141
F4

Digitized by Google

Otto Bremer
2.6.15

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Ueber die

Historische Begründung

der

deutschen Rechtschreibung.

Zur Abwehr ungegründeter Neuerungen.

Den Schulen des deutschen Vaterlandes

gewidmet.

von

F. S. Feldbausch

Geh. Hofrath u. Mitglied des Großh. Bad. Oberstudienraths.

Besonderer Abdruck aus der Pädagogischen Revüe (Band 39. S. 196 und 289 ff.) mit Nachträgen und Zusätzen.

Heidelberg.

Julius Groos, Verlag.

1856.

PF
F4

Bremer

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Vorrede.

„Wer aufmerksam der Entwicklung der deutschen Orthographie „gefolgt ist und übersieht, in welchem Umfange das System der „historischen Schule, wenn auch noch mehr innerhalb der wis„senschaftlichen Kreise, Eingang und Aufnahme findet, für den „wird es unzweifelhaft sein, daß die bisherige Schreibweise eine „innerliche Widerstandskraft nicht besitzt." — So sagt ein wohldenkender Schulmann in der deutschen Vierteljahrs Schrift (1855, 4tes Heft. S. 108). Er redet von der Entwicklung der deutschen Orthographie und von einem System der historischen Schule, als wären dies Dinge, die wirklich vorhanden sind oder thatsächliches Bestehen haben. — Ich möchte dagegen sagen: Wer aufmerksam die Bewegungen gegen die deutsche Rechtschreibung verfolgt hat, und dieselben überschaut, dem kann nicht entgehen, daß die Bewegungsmänner selbst an eine Entwicklung, welche etwas bereits Entwickeltes darlegte, gar nicht glauben, daß sie vielmehr, wenigstens in ihrer Mehrzahl, nach J. Grimms eigner Ansicht erst in der Zukunft eine solche erwarten, wenn nach ihrem Tode weiter gebaut wird, d. h. wenn durchgreifende Reformen, wie sie dieselben jetzt vorzuschlagen oder gar auszuführen nicht für zeitgemäß halten, sich werden verwirklichen lassen; und was das System derselben betrifft, so fragt es sich, ob da von einem eigentlichen Systeme die Rede sein könne, wo der Führer selbst sich nicht treu bleibt, und jeder Schüler dahin und dorthin seinen eigenen Weg geht, so daß wohl viel Gewirre, aber nichts

M81012

weniger als geordnet Systematisches dem unbefangenen Beobachter sich darstellt. — Je weniger ich also der im Eingang ausgesprochenen Behauptung Glauben schenken möchte, desto leichter habe ich mich nach mehrfachen Aufforderungen dazu entschlossen, einen Wiederabdruck des vorliegenden Aufsatzes zu veranlassen, und dabei später erschienene Schriften zu berücksichtigen. Ich hatte im November 1854 das Manuscript aus den Händen gegeben, und unterdessen sind folgende Schriften in derselben Sache, von denen ich Kenntniß erlangte, erschienen:

Ueber deutsche Orthographie von Dr. K. G. Andresen. Mainz. 1855.

Regeln u. Wörterverzeichniß für deutsche Rechtschreibung (vom K. Hannövrischen Oberschulcollegium veranlaßt) Clausthal 1855.

Ueber deutsche Rechtschreibung von Rud. von Raumer (aus der Zeitschrift für östreich. Gymnasien) Wien 1855.

Ueber deutsche Orthographie von einem ungenannten Verfasser in der deutschen Vierteljahrs Schrift 1855. 4tes Heft. S. 59—117.

Briefe über Orthographie von Wolfgang Menzel, in den Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1856, Nr. 45 und 48.

Durch diese Schriften fand ich meine früher ausgesprochenen Ansichten theils direct, theils indirect bestätigt, in so fern die Abweichungen von meinen Ansichten keine Widerlegung derselben enthielten. Doch konnte ich nicht jede Bestätigung berühren, oder jeden Widerspruch neu beleuchten. Vieles habe ich indessen nachträglich angefügt, und dasselbe durch Klammern [ ] von dem früheren Texte getrennt.

Es hat unsere Zeit in dem Decennium nach dem Jahre 1838 einen größern Ruck gethan, als in anderthalb Decennien nach 1822, wo die zweite Ausgabe von Grimms Grammatik erschien mit der erstmals aufgestellten Lehre über die Laute der deutschen und der verwandten Sprachen, welche in das Orthographische herüberreichte. Im Jahre 1838 konnte daher der verdiente Schmeller, den Menzel anführt, in einer ganz andern Stellung der Verhältnisse noch sagen: „Welcher Einzelne „auch unter den Königen auf dem republikanischen Boden der „Sprache und Literatur wird sich vermessen, daß ihm aus dem

„Herkömmlichen heraus Millionen leicht nachtreten werden? „Wenn nur einzelne für ſich dieſer dieſes, jener jenes Neue „verſuchen, ſo iſt einer kleinen Sprachanarchie Thür und Thor „geöffnet. Wir ſollten, dünkt uns, froh ſein, den feſten „geregelten Schriftſprachen des Auslandes gegen„über endlich zu ſeinem und unſerm Vortheile ein „Gleiches aufſtellen zu können. Die Jahrhunderte, hoch „über dem Wollen dieſes und jenes Einzelnen, werden ohne„hin die Veränderungen bringen, die dem Gange jeder Sprache „Naturnothwendigkeit ſind." — Aus der kleinen Anarchie, von welcher Schmeller redet, ſcheint etwas Größeres hervorgehen zu wollen, denn es ſcheinen, wie Menzel bemerkt, in neuſter Zeit ſich mehrere Einzelne verbunden zu haben, um aus der kleinen Sprachanarchie eine große zu machen. Ludwig Ruprecht in ſeiner verdienſtlichen Schrift über deutſche Rechtſchreibung vom Jahre 1854 glaubte leicht zwanzigerlei deutſche Rechtſchreibungen zuſammen finden zu können. Es iſt nämlich jetzt dahin gekommen, daß theils Autoren, die keinen grammatiſchen Stoff verfolgen, theils Druckereien oder ihre Correctoren ſich an dem Streben für Verbeſſerung betheiligen und z. B. Waßer, wißen mit ß nach Grimm's Vorſchrift vom Jahre 1822 (Deutſche Gram. S. 527) ſchreiben *). Grimm ſelbſt hingegen ſchreibt ſchon ſeit ſozuſagen zwei Decennien wieder Waſſer und wiſſen, und hat jenes ß gänzlich abandonniert. Daß dies den Nicht-Grammatikern entgeht, iſt nicht zu verwundern, daß aber Grimm's Schüler von jenem Irrthume,

*) Dieſe Erſcheinung zeigt ſich z. B. in der zweiten Ausgabe von Karl v. Raumers Geſchichte der Erziehung, die 1846 aus der Druckerei von J. Kreuzer in Stuttgart hervorging, und ſelbſt in der Schrift über deutſchen Unterricht von Rudolph v. Raumer, die ebendaſelbſt 1852 gedruckt wurde, während R. v. Raumer in ſeiner Abhandlung über deutſche Orthographie (Wien 1855) ſich ſelbſt gegen jene Verwechslung von ß und ſſ ausſpricht. Welchen Einfluß in ſolchen Dingen der Corrector der Druckerei üben kann und ſchon vor mehr als 300 Jahren geübt hat, davon hat R. v. Raumer (deutſch. Unterricht S. 34, Note 3) ein Beiſpiel aus Ickelſamers „Teutſcher Grammatica" nachgewieſen.

den er ſelbſt aufgab, noch nicht abgekommen, dies könnte beinah lächerlich ſein. — Indeſſen iſt aus der größten Anarchie am Ende Erlöſung zu hoffen, und wenn wir nicht, wie Schmeller verlangte, über unſere geregelte Schreibung uns freuten, ſo kommen wir vielleicht dazu, dem Ausland gegenüber uns zu ſchämen, daß wir ſo confus geworden ſind, wie wir jetzt zu werden im Begriffe ſtehen.

Wenn der Magiſtrat einer Stadt als Patronatsherr ſeiner Schule ſich die neue Orthographie zu verbitten für gut fand, ſo iſt er wohl etwas unglimpflicher zu Werke gegangen, als das Königl. Oberſchulcollegium in Hannover. Ob er aber beſſer gethan oder nicht? — darüber ſind die Meinungen verſchieden. Von den Einen hat das Hannövriſche Oberſchulcollegium ſich den Vorwurf zugezogen, von oben herab wiſſenſchaftliche Fragen zu regeln — und von Andern den noch weit mehr wiederholten, daß es viel zu wenig in der Sache gethan, und zu weit hinter dem Echten zurückgeblieben. Wolfgang Menzel äußert ſich dahin: „Eine Nation von wenigſtens vier„zig Millionen, welche die gleiche Sprache reden und verſtehen, „eine Nation, welche wie die Deutſche ſeit zwei Jahrtauſenden „in der Weltgeſchichte eine hervorragende Rolle ſpielt, darf ſich „nicht vom erſten beſten Schulmanne oder Grammatiker, der es „verlangt, Sprachgeſetze vorſchreiben laſſen. Iſt wirklich eine „Reform nöthig, ſo kann ſie nicht aus einer ſo einſeitigen be„ziehungsweiſe ſogar lächerlichen Schulſtubendictatur hervorgehen, „ſie muß von allen zuſtändigen Männern der Rede und Schrift „erſt berathen und anerkannt ſein. Betheiligen ſich die Regie„rungen in beſter Abſicht dabei, ſo mögen ſie doch wohl be„denken, daß ſie hier, wenn ſie nur die Schule hören, leicht „in die Gefahr gerathen, ſich gegenüber dem praktiſchen Ver„ſtand und der geſunden Vernunft der Nation, wenn auch nur „in einer Nebenſache, zu compromittieren."

Ich für meine Perſon will nicht bekämpfen, was in dieſen Aeußerungen wahres enthalten iſt. Und wenn Rud. v. Raumer in Frage zieht, ob der Schule das Recht zuſtehe, unter

dem Titel einer verbesserten Rechtschreibung eine fundamentale Umgestaltung unserer seit mehr als hundert Jahren bestehenden Schriftsprache durchzuführen, so werden Wenige diese Frage bejahen. Aber hierin scheint Menzel zu irren, daß er viel zu sehr auf das pocht, was er die Presse nennt, und daß er die Wirksamkeit der Schule viel zu gering anschlägt. Er meint, nicht bloß „schöpferischen Denkern und Dichtern, Predigern und Parlamentsrednern" sondern auch den „Advokaten, Zeitungsschreibern, Buchhändlern und Buchdruckern" stände mehr Berechtigung zu, hier mitzureden, als dem Schulmanne. Dies wird kein Schulmann glauben, und alle die Denker und Dichter, Advokaten und Zeitungsschreiber, Buchdrucker und Correctoren wachsen nicht wild im Wald, sondern gehen irgendwann und wo aus einer Schule hervor. Gibt ja Menzel selbst zu, daß die Lehrer oft blinden Gehorsam erzielen. Er hatte wohl einzelne Fälle im Sinne wie etwa den, daß der alte Jahn vor mehr als einem Menschenalter in einer lebensregen Zeit das Wort volksthümlich geschaffen oder wenigstens in Schwung gebracht hat. Wir besitzen es jetzt noch in dieser Form trotz der wiederholten Gegenmahnung, welche Theod. Heinsius in Grammatik und Wörterbuch ergehen ließ, indem er volkthümlich (ohne s) als die richtige Form empfahl. — Allein die vorliegende Frage mit der Grimm'schen Schreibweise ist eine ganz andre, weil sie etwas Allgemeineres in sich schließt. Ferner ist J. Grimm kein Schulmann, aber ein „schöpferischer Denker", den Herr Menzel unter die Berechtigten zählt, und der sehr viele Schulmänner für sich gewonnen hat. Zudem ist die Sache schon so weit gediehen, daß nicht bloß Schulmänner, sondern auch Andre, wie z. B. Correctoren von Druckereien, bereits beirrt sind. Sollte es deßhalb nicht wünschenswerth sein, daß man in den deutschen Schulen in rechter Weise in's Klare käme?

Zwar kann ich nicht wünschen, daß jedes deutsche Königreich u. s. w. seine Schulorthographie sich besonders gestaltete, so wie bereits nicht bloß in Hannover, sondern dem Vernehmen

nach auch in Oeſtreich eine Schulorthographie ſtatt finden ſoll, und wie, nach Menzels Aeußerung, auch in einem andern Lande eine in Ausſicht ſteht. — Allein wie iſt unter dieſen Umſtänden, wo man ſich von oben her nicht der Sache annimmt, durch die Scylla und Charybdis durchzukommen? Wie ſoll der Lehrer, der ſelbſt germaniſtiſche Studien gemacht hat, ſich verhalten? — Wenn er ſich nicht ſelbſt zu dem Gedanken erheben kann, den R. v. Raumer ausgeſprochen hat, daß die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Grimm'ſchen Forſchungen und die Richtigkeit ihrer Anwendung zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, und daß man keinen wiſſenſchaftlichen Sprachforſcher die Annahme der neuen Orthographie gleichſam als Glaubensbekenntniß auferlegen könne; — wenn er eine weitere Auctorität oder Vorbilder zur Richtſchnur ſeines Verhaltens verlangt; ſo möchte ich ihn noch auf andre Germaniſten verweiſen, die nicht wenig Sprach- und Literatur-Studien gemacht haben, die mit aller Liebe in dieſem Studienkreiſe ſich bewegen, — Ludw. Uhland, Ad. Holtzmann, Fr. Pfeiffer, Friedrich Zarncke, Fr. K. Grieshaber, Fr. Joſ. Mone u. A. — deren Studien in dieſem Fache alle Anerkennung haben, die aber dennoch ihre Schreibung nicht nach Grimm und ſeinen Schülern umgeſtalten wollen, ſondern ſchreiben, wie man in ganz Deutſchland vor Grimm ſchrieb und auch jetzt noch allgemein zu ſchreiben pflegt.

Ueber die hiſtoriſche Begründung der deutſchen Rechtſchreibung.

Wenn Jemand behaupten würde: Weil der römiſche Staat urſprünglich eine Monarchie war, deßwegen ſei es in der hiſtoriſchen Entwicklung desſelben nothwendig begründet geweſen, daß die aus dem Königthum entſtandene Republik wieder in eine Monarchie überging, ſo würde er nicht mit Unrecht die Nachrede ſich zuziehen, daß er von hiſtoriſcher Entwicklung keinen klaren Begriff habe, und über das, was man „durch hiſtoriſche Entwicklung begründet" nennen kann, in dunklem Irrthum ſei.

Wer aber die Folgerungen unſerer hiſtoriſchen Grammatiker in ihren Behauptungen über deutſche Orthographie näher betrachtet, wird finden, daß dieſe Forſcher in ganz gleichem Irrthume befangen ſind. — Nach meinem Ermeſſen läßt ſich ihre Gedankenreihe etwa ſo darſtellen:

„In den älteſten deutſchen Schriftdenkmälern bis in das dreizehnte Jahrhundert, wo die Poeſie der ſchwäbiſchen und allemanniſchen Ritter zur höchſten Blüthe ſich entwickelte, enthielt die Schrift eine ganz genaue Ausprägung der Lautgeſtaltungen, die im Leben der Sprache ſich kund gaben (man ſchrieb genau ſo wie man ſprach). Nach dem Verfall der Ritterpoeſie trat die vollkommenſte republikaniſche Confuſion in der Schreibung ein, welche weder ſtreng geformte Lautgeſetze beachtete, noch mit Sorgfalt die Ausſprache des Hochdeutſchen wiederzugeben ſuchte. Luther (gab dem Hochdeutſch der ſchwäbiſchen Ritter eine nicht unbedeutende Umformung in Laut- und Satzbildung, aber er) ſelbſt hatte keine Orthographie, wenn gleich ſeine Schriften allmählig die Hauptgrundlage ausmachten, auf welcher die ſchriftdeutſche Sprache ſich weiter bildete. Da man aber anfing, in ganz Deutſchland zu ſchreiben und das Geſchriebene zu drucken, ſo ward die Verwirrung in der Schreibung immer größer und größer. Erſt nach und nach kam durch die Mühe der Grammatiker — zuletzt namentlich durch Adelung — eine gewiſſe

Ordnung und Regelung in die deutsche Schreibung. — (Indessen war aber unsere Sprache von der Sprache der schwäbischen Ritter weit abgewichen in Laut-, Wort- und Satzgestaltung. Allein sie hatte eine höhe und kunstgemäße Vollendung in ihren Sprachwerken erreicht, wodurch die neuhochdeutschen Dichterwerke mit nicht minderm Recht klassisch heißen als die mittelhochdeutschen.) — Unsere klassische Literatur fand in den frühern langen Friedensjahren in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durch vielfache neue Abdrücke, und zwar mit der aus Adelungs Bemühungen hervorgegangenen Schreibung, die allgemeinste Verbreitung in ganz Deutschland. Allein man entdeckte gleichzeitig, daß die Grammatiker, welche unsere Orthographie geordnet hatten, weit von dem Mittelhochdeutschen und dessen wohlgeregelter Schreibung abgewichen waren, und sagte: Die Sprachwissenschaft ist verpflichtet, die historische Grundlage unserer Sprachentwicklung zur Geltung zu bringen, und die Schreibung der schwäbischen Ritter und, so weit es nöthig ist, auch des Altdeutschen und Gothischen wieder herzustellen."

Ist dies nicht die nämliche Schlußfolge, wie bei dem römischen Königthume und der kaiserlichen Alleinherschaft?

[Diese Frage wird man bejahen, wenn man bedenkt, daß die Laute einer Sprache nicht etwa durch willkürliche Reflexion umgestaltet werden, sondern vielmehr wie bewußtlos in einer gewissen Naturwüchsigkeit, oder wenn man lieber will, Naturnothwendigkeit. Jac. Grimm selbst hat das Verdienst, gewisse Gesetze der Lautverschiebungen aufgefunden zu haben. Allein es haben sich nicht bloß die Laute verschoben, sondern es hat bekanntlich auch die Betonung und Quantität vielfach gewechselt, die vollsonigen Flexionssilben der Declination und Conjugation wurden abgeschwächt und am Ende ganz verflacht, die Stammsilben, welche lang waren, nahmen einen kurzen Vocal an und umgekehrt; kurz die neuhochdeutsche Sprache ist eine neue geworden. Die historischen Grammatiker wollen nun z. B. nach den von Grimm aufgefundenen Gesetzen nicht beanstanden, daß sich aus dem gothischen tvalif, das althochdeutsche zuelivi, und daraus das mittelhochdeutsche zweleſ oder zwelf sich gestaltete; aber daß im Neuhochdeutschen zwölf mit Recht bestehe, dies bestreiten sie, und verlangen, daß man zwelf schreibe. Sollte aber das ö in zwölf nicht ebenso gut berechtigt sein, als das o, das in diesem Worte im dänischen und schwedischen tolf sich zeigt? Und so gut wir annehmen dürfen, daß neben dem mittelhochdeutschen Zahlworte dri gleichzeitig außerhalb Schwaben schon drei bestand (man vergleiche, was Rud. v. Raumer über deutsche Rechtschreibung S. 95

ſagt), ſo dürfte wohl auch neben dem mittelhochdeutſchen zwelf, und dem däniſchen tolf, in Norddeutſchland gleichzeitig ſchon zwölf beſtanden haben, wo es auch jetzt noch im gemeinen Volksmund gehört wird. Dem ſei indeſſen wie ihm wolle, ſo iſt es jeden Falls unbeſtritten, daß Leſſing, Göthe, Schiller ꝛc. zwölf ſprachen und ſchrieben. Es iſt dies die Form des Wortes, die in unſerer klaſſiſchen Literatur ein hiſtoriſches Beſtehen erlangt hat, und es kommt um ſo weniger in Frage, ob dieſelbe aus provinziellen Mundarten außerhalb Schwaben erwuchs, da das Mittelhochdeutſche ſelbſt ja auch nur eine Mundart war. Gingen indeſſen die hiſtoriſchen Grammatiker in dergleichen Dingen conſequent zu Werke, ſo würde das ganz Ungeeignete ihres Strebens klarer zu Tag treten. Bis jetzt hat aber noch keiner das o in ohne angefochten, obwohl im Alt- und Mittelhochdeutſchen hier ein a (griech. ἄνευ) ſteht, während das Neuhochdeutſche mit dem altfrieſiſchen oni gleichen Laut hat, und ſo alſo wieder der Norden oder Provinzen außer Schwaben die Oberhand behielten. Weil aber die hiſtoriſche Grammatik ſolche Extreme meidet, ſo behauptet ſie (Weinhold), ſie wolle nicht das Alt- und Mittelhochdeutſche wieder herſtellen, ſondern nur eine Rechtſchreibung ſchaffen, welche auf den alten Grundgeſetzen der Sprache ruht, und die Fortentwicklung treu berückſichtigt. Wie treu dieſe Berückſichtigung iſt, ergibt ſich aus dem Geſagten. So lange nur einige Aehnlichkeiten der Lautverhältniſſe ſich dabei ergeben, ſoll das Alte wieder eingeführt werden; alles andere jetzt Beſtehende ſoll aber weichen. Daher der unermüdliche Krieg gegen das ie, das Dehnungs-h, gegen das ß als Schlußzeichen für ſſ u. drgl. Dinge, welche ihre hiſtoriſche Berechtigung ebenſo gut in unſerer klaſſiſchen Literatur erlangt haben, als o in ohne und ö in zwölf.

Wolfg. Menzel ſagt daher (in ſeinem erſten Briefe) mit Recht: „Mitten unter den Verirrungen in den erſten Jahrhunderten der Preſſe, „durchdrangen ſich unter dem alles nivellierenden Einfluſſe der Preſſe „die bisher getrennten Sprachelemente immer inniger und feſter, und „als im achtzehnten Jahrhundert der Schaum, die Schuppen und Schlacken „plötzlich beſeitigt wurden, oder wie von ſelber abfielen, ſtand eine ſo„lide und glänzende Sprachmaſſe fertig da, aus der unſere großen Geiſter „Leſſing, Wieland, Göthe, Schiller u. ſ. w. ihre Meiſterwerke „wie in ewiger Bronze hauen konnten. Das vergeſſe man nicht, das „halte man feſt, das ehre man.“

Wie aber unſere deutſche Sprache das Recht hat, eine phonetiſche Schreibweiſe feſtzuhalten, hat R. v. Raumer in der erſten Abhandlung der in der Vorrede angeführten Schrift, gründlich nachgewieſen. Und daran knüpft er in der zweiten Abhandlung (S. 49) die Bemerkung, „daß die bloße Conſtruction, wie ſich eine Sprache hätte entwickeln ſollen, kein Recht hat gegen die Wirklichkeit, wie ſie ſich thatſächlich entwickelt hat.“

Was hiſtoriſch zu Recht beſtand, aber ohne Rechtsverletzung aboliert wurde, kann nicht des ehemaligen Beſtehens wegen wieder zu reſtituieren ſein; ſonſt müßte die Folter und ihre Wiedereinführung in der Gegenwart als hiſtoriſch begründet angeſehen werden, denn ſie hat ehmals geſetzlich zu Recht beſtanden].

Man könnte hiergegen vielleicht zunächſt einwenden, daß wir auch nach Adelungs Zeit nie eine ganz feſte Uebereinſtimmung der Rechtſchreibung in Deutſchland beſeſſen hätten; daß ſelbſt deutſche Klaſſiker, die ſich um die Schreibung bekümmerten, auf allerlei Abweichungen vom ordinären Gebrauch verfielen, wie namentlich J. P. Fr. Richter und Graf von Platen; daß aber für eine ausgebildete Sprache wie die unſrige doch eine feſte Uebereinſtimmung der Schreibung zieme. Und wenn immerhin die hiſtoriſchen Grammatiker in dem, was ſie als hiſtoriſch begründet anſähen, irrten, ſo wäre es doch beſſer, durch einen ſolchen Irrthum zu einer gewiſſen einheitlichen Uebereinſtimmung zu kommen, als die Zerſplitterung des deutſchen Weſens auch in der Schrift zu beurkunden.

Es mag ſein, daß man hie und da durch Irrthum zu hoher Wahrheit kommt, wie Liebig von der Chemie nachweist. Ob aber der Weg der hiſtoriſchen Grammatiker uns zu einer übereinſtimmenden Schreibung führt, das läßt ſich nicht klar erkennen; im Gegentheil, wenn nicht Alles trügt, ſo ſtehen wir jetzt in einer weit größern Zerklüftung als je. — Ich rechne dazu nicht, daß die eine Schulanſtalt ſo, die andere anders ſchreiben lehrt, nach der individuellen Richtung der Lehrer; oder daß Schüler eines Realgymnaſiums, welche nach hiſtoriſcher Grammatik Orthographie lernten, wenn ſie in ein Comptoir oder Büreau eintreten, von ihren Chefs, welche die neue Schreibung höchlich befremdet, vor Allem angehalten werden müſſen, orthographiſch ſchreiben zu lernen, d. h. ſo, wie es der ihren Chefs bekannte Gebrauch mit ſich bringt. — Solche Erſcheinungen gehören der Periode des Uebergangs an. — Aber wenn es mir gelänge nachzuweiſen, daß, abgeſehen von dem Verkennen der hiſtoriſchen Entwicklung unſerer Sprache und deſſen, was als hiſtoriſch begründet zu betrachten iſt, die hiſtoriſchen Grammatiker ſelbſt, und zwar in demjenigen, was ſie anſtreben wollen, ſehr viele Inconſequenzen ſich zu Schulden kommen laſſen; und daß ſie dabei ſo weit unter ſich abweichen,

daß ſie nichts weniger als eine feſte Norm bieten, und darum auch keine Uebereinſtimmung durch ſie möglich wird: — ſo habe ich dieſe Blätter nicht vergeblich geſchrieben.

[Die Behauptung, daß in der von Adelung her üblichen Orthographie überall Wanken und Schwanken ſei, wird jetzt von den Gegnern derſelben überall vorangeſtellt, und zugleich in ganz übertriebener Weiſe ausgeführt. Beides geſchieht namentlich auch von dem Verfaſſer des Aufſatzes in der deutſchen Vierteljahrs Schrift, welcher um die Schwankungen recht zu vergrößern, ſogar zur Bekanntmachungsliteratur ſeine Zuflucht nimmt, und daraus Schandgerechtigkeit und drgl. anzuführen für ſachgemäß hält. — Gegen dergleichen übertriebene Vorwürfe erklärt ſich Rud. v. Raumer (S. 9) mit dem vollſten Rechte, und fährt dann fort: „Man vergleiche z. B. die Rechtſchreibung in der Ausgabe von Göthe's Werken, Tübingen 1806, mit der Rechtſchreibung in der bei Göſchen in Leipzig 1823 herausgegebenen Ausgabe von Klopſtock's Werken, und man wird ſich bald überzeugen, wie geringfügig die Abweichungen ſind; wenn man ſie mit der Maſſe des Uebereinſtimmenden zuſammenhält. Wer ſich einbildet, daß eine ſolche Uebereinſtimmung ohne eine in der Hauptſache anerkannte und feſtgeſtellte Orthographie möglich ſei, der vergleiche nur die Drucke aus dem 16. Jahrhundert unter einander, und doch waren auch damals ſchon nicht unbedeutende Verſuche gemacht worden, die Orthographie feſtzuſtellen. Ja weil es immer noch Leute gibt, die meinen, Adelung habe uns unſere jetzige Orthographie gemacht, [vrgl. unten Note 6.] will ich über die oben angenommene Zeitgrenze noch ein bedeutendes Stück hinausgehen zum Beweis, daß unſere heutige Rechtſchreibung nicht nur im Weſentlichen, ſondern auch in den meiſten Zufälligkeiten ſchon vor Adelungs Auftreten feſtgeſtellt war. Man nehme Gellerts Briefe, wie er ſie im Jahre 1758 zu Leipzig herausgegeben hat, und vergleiche ſie mit dem neuſten Blatt der Augsburger Allgemeinen Zeitung, und man wird, vielleicht mit Verwunderung, ſehen, wie wenig die Orthographie des alten Gellert von unſerer heutigen abweicht. Ja, wer nicht an philologiſch-grammatiſches Leſen gewöhnt iſt, der wird ſeine ganze Aufmerkſamkeit zuſammen nehmen müſſen, um nur überhaupt einen Unterſchied gewahr zu werden. Oder man vergleiche die erſte Ausgabe von Leſſings Laokoon (Berlin 1766) und Klopſtocks Meſſias (Halle 1760) unter ſich und mit unſrer heutigen Orthographie, und man wird wieder die Verſchiedenheiten nur ſehr untergeordnet finden, wenn man ſie mit den feſtſtehenden Uebereinſtimmungen zuſammen hält.“ Eine jede lebende Sprache, welche nicht an eine Akademie gebunden iſt, wird immer in der Schreibung einige Schwankungen haben. Und daß z. B. auch die alten Römer ſchwankten bei obtinuit und optinuit, exspecto und expecto, divisiones und divissiones und ſehr vielem Andrem, lernen wir

aus Quintilian (Inst. I, 7). Aber ein ganz andres Ergebniß der Vergleichung als bei Gellert von 1758 und der Allgemeinen Zeitung von 1855 wird sich herausstellen, wenn man die Männer der historischen Schule: J. Grimm (Vorrede zum Wörterbuch), Ph. Wackernagel (Programm v. 1848), Fr. Möller und Weinhold zusammenstellt. Ja zwei von ihnen, wie man sie beliebig neben einander legen mag, sind so auffallend ungleich, daß man nicht glauben möchte, daß ihre Schriften kaum 6 Jahre von einander entfernt erschienen. Und wenn wir auch nur Weinhold und Grimm in seinen neuern Schriften zusammen stellen, so tritt die größte Verschiedenheit zu Tage, obwohl Weinhold grundsätzlich an Grimm sich anschließen, und nur das befolgen will, was Grimm's Forschungen entfalteten. Aber hier zeigt sich in ein Paar Zeilen eine größere und zahlreichere Divergenz, als in den von R. v. Raumer angeführten Schriften auf ein Paar Seiten sichtbar wird.]

Um übrigens diese Behauptung zu beleuchten, ist es wohl am sachgemäßesten, einzelne dieser Sprachforscher in ihrer eigenen Schreibung dem Leser vorzuführen.

1.

Dr. Fr. Möller.

Als Chorführer Aller, welche für die nach historischer Grammatik festzustellende deutsche Rechtschreibung thätig sind, ist, wegen der Entschiedenheit, mit der er auftritt, Hr. Dr. Fr. Möller zu betrachten, welcher in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen (14. Bd. 3. u. 4. Heft, S. 479 ff.) über die dringend nöthigen Verbesserungen der deutschen Orthographie dahin sich ausgesprochen hat:

„ich bin der ansicht, dasz man hier wie in alen dingen nach kräften radical ferfare. kein quaksalbern, sontern schonungslosesz, aber heilbringendesz wecschneiden."

Ihm genügt es auch nicht, etwa vorzugsweise das Mittelhochdeutsche — wie Andere wollen — als nächste Grundlage anzusehen, sondern er spricht aus:

„wir haben auf dasz mhd (Mittelhochdeutsche) unt ahd (Althochdeutsche), auf dasz gothische, unt wo disz alesz nicht auszreicht, auf den ganzen kreisz der germanischen, ja selbst der urferwanten sprachen zurükzugen, one aber einen augenblik die forderungen der neuhochdeutschen entwikelunc auszer acht zu laszen."

Sein Ziel bezeichnet er in folgenden Punkten:

„aufgreifen der naturgemäszen geschichtlichen entfaltunc der deutschen sprache, befreiunc von der wilkür, neben anerkenunc eines neuen stantpunkts.“

Auf welche Weiſe wir durch Hrn. Dr. Fr. Möller Befreiung von der Willkür zu erwarten haben, dazu mag Folgendes als Beleg dienen. Er ſagt: „mittelhochdeutſch waren zwar noch zwei Biegungsarten der ſchwachen Zeitwörter geblieben, neuhochdeutſch muß aber auch „der lezste unterschit“ als aufgehoben betrachtet werden.“ — Dies Geſetz wird unter Anderm dadurch begründet, daß in der Wetterauer Mundart der Gebildeteren die Wörter nennen, rennen, brennen im Imperf. nennte, rennte, brennte, Partic. genennt u. ſ. w. (nicht nannte, rannte, brannte, genannt ꝛc.) lauten.

Und ein Beweis, daß Hr. Möller nicht bloß in das Gothiſche und die urferwanten sprachen ſich verſenkt, ſondern auch noch mit feinem Gefühle der Umgangsſprache der Gebildeteren ſein Ohr leiht, iſt außer dem eben angeführten noch folgender Satz:

„im hilfszeitwort werden könen wir iezt leicht noch wart, wurden for ferderbnisz reten; sicher kan esz auch geschehen bei (ich) stant, stunten, da disz in der umgangssprache meist noch vorhanten ist, opwol solcherlei einflüsze in andern fällen nicht mer zu entfernen sint, so dasz hier eine eigne neuhochdeutsche entwikelunc angenomen werden musz.“

Einige Proben ſeiner Schreibgeſetze ſind zu intereſſant, als daß ich nicht wenigſtens etwas davon anzuführen mir erlauben ſollte:

„der gruntsaz, kein lautzeichen zur spilerei der unterscheitungen zu ferwenten, musz feststen.“ Dagegen iſt aus scëlah (ſcheel) jetzt zu ſchreiben schelh, und aus scilehan (ſchielen) iſt jetzt zu ſchreiben schilhen; ſtatt ſcheuen (neben verſcheuchen) iſt scheuhen zu ſchreiben.

„der auszlaut darf wol füclich wider eine tenuis bekomen wie emals. zur annäherunc an die neuhochdeutsche auszsprache mac man dan getrost ein **e** stat

k sezen. (dinc, dinges, dincwort.) — Doch das t im Auslaut geht nicht überall in d über, ſondern nur in manchen Wörtern wie: „mont mondes, felt feldes, walt waldes, glit glides etc. Dagegen hant hänte, want wänte, bant bänter, wint wintes, lant lantes, kint kintes.“ — Daher auch op, ap (für ob, ab) und unferstant.

Um den tiefgehenden genialen Blick, mit welchem Hr. Dr. Fr. Möller ſeine Unterſuchung führt, ins rechte Licht zu ſetzen, und die entſagungsvolle Beſonnenheit, mit der er zu Werke geht, ſo wie die Ueberzeugungstreue, die ihm innewohnt, wenn es gilt dem „neuen stantpunkte“ zu genügen, diene folgende Stelle, in der von dem Gebrauch der großen Anfangsbuchſtaben die Rede iſt:

„Diser gebrauch musz als ein auszflusz germanischer geistesentwikelunc d. h. forherschender subjectivität aufgefaszt werden. So wunterlich die sache auch manigem erscheinen mac, so ist doch eine geschichtliche berechtigunc der majuskel nachzuweisen. Dasz althochdeutsche und mitelhochdeutsche kenen unsern gebrauch der groszen anfangsbuchstaben nicht. ungeachtet aler früeren, fereinzelten fersuche, einzelne wörter grosz zu schreiben, ist doch erst dasz XIV jarhuntert die eigentliche zeit seiner entsteunc; also grade da die subjective richtunc des protestantism, dises particularistischten subjectivism, sich zu regen began. Fon disem stantpunkte ausz wirt, wie in andern beziehungen dasz subject stets dem object, dem prädicat, so auch hier dasz substantiv dem adjectiv forgezogen. dafon war die ganze weltanschauunc bedingt. Der katholicism des alten Deutschlant unt die romanischen fölker, die beide noch das römische unt in gewiser beziehunc antike wesen teilen, kenen deshalb die majuskel in unserer weise nicht. Wen ich nun entschiten den gebrauch derselben ferwerfe, so trage ich blosz einer forderunc der zeit rechnunc, welche in alen iren erscheinungen die subjectivität aufgibt, um einer waren objectivität plaz zu machen.“

Und warum ſollte nach Allem dieſem Hr. Dr. Fr. Möller nicht mit Selbſtvertrauen am Schluſſe ſagen:

„Ich habe esz unternomen, ein biszchen stärker an dem alten bau zu rüteln, worüber er mer in trümer gefallen ist, als manigem liep sein wirt. — Solte ich aber auch weiter nichts erreicht haben, als dasz ich eine anregunc zum gegenkampfe gegeben häte, so wäre mir dasz gewins genuc."

Ich muß indeſſen geſtehen, bei dieſer Höhe des stantpunkts, bei dieſem totalen Ueberſehen aller Verhältniſſe, in denen Sprache und Schrift zu einander ſtehen, wird kein Widerſpruch oder Gegenkampf am Platze ſein. — Und wenn mich der Vorwurf trifft, daß ich aus Intereſſe an der Arbeit des Herrn Möller zu viel Proben daraus gegeben habe, ſo möchte doch dies gewonnen ſein, daß hierdurch weitere Auseinanderſetzungen unnöthig werden.

2.

Dr. Phil. Wackernagel.

Dem Herrn Dr. Möller zur Seite ſteht Herr Phil. Wackernagel. Wir wollen hiermit jedoch durchaus nicht ſagen, daß wir den letztern dem erſteren gleich ſtellen. Herr Phil. Wackernagel ſtützt ſich nicht auf die Wetterau, er geht vielmehr — in ſeiner Abhandlung über deutſche Orthographie im Schulprogramme des Realgymnaſiums zu Wiesbaden 1848 — von der Ueberzeugung aus, daß „die Heimat der neuhochdeutſchen Sprache Schwaben iſt." — Durch die ſchwäbiſchen Ritter im Mittelalter, ſagt Herr W., bildete ſich die hochdeutſche Sprache für den poetiſchen Styl aus. Sie ſei alsdann an den Höfen die allgemein übliche geworden, und ſonach auch auf den Kanzleien bis an die Mittelelbe. Und als Luther ſeine Bibel überſetzte, habe er die den ſchwäbiſchen Rittern entſtammende hochdeutſche Sprache auch in die Proſa eingeführt, und ihr auch hier Form und Kraft gegeben. Aber die Rechtſchreibung ſei ſchon vor Luther zerfallen, er ſelbſt habe mit jedem Jahre ſeine Schreibung anders geſtaltet. Längere Zeit ward mehr bloß nach provinzieller Ausſprache geſchrieben, erſt im ſiebzehnten Jahrhundert habe die in der an ſich ungeregelten Orthographie Luther's liegende Lautſtellung angefangen, die in der Schrift herrſchende zu werden. [1]) Die Grammatiker

1) [Ueber das Werden und die Geſtaltung unſerer Schriftſprache,

aber, welche die Schreibung ordnen wollten, haben die nöthige Einsicht in die Sache nicht gehabt; namentlich seien Gottsched und Adelung von der falschen Meinung befangen gewesen, in Obersachsen sei das Hochdeutsche (Schriftdeutsche) ursprünglich zu Hause. „Daß die schwäbische Mundart das Maß sei", wußten sie nicht, so wenig als ihre Vorgänger. — Da nun die allgemein übliche Vocalisation des Hochdeutschen fast ganz sächsisch ist, so versucht Herr Wackernagel dieselbe in eine schwäbische umzuwandeln, um unsere Schriftsprache ihrem ursprünglichen Heimatlande näher zu bringen. — Wenn auch viele Leute außerhalb Würtemberg behaupten, ein echter Schwabe lerne in seinem ganzen Leben das Hochdeutsche nicht so sprechen, daß man ihm seinen Provinzialdialekt nicht anmerke, so kann dies der Sache keinen Abtrag thun. Ja Herr Ph. W. selbst scheint sich zu dieser Meinung hinzuneigen, indem er sagt, es sei wohl leicht, das Hochdeutsche richtig zu schreiben, aber sehr schwer, selbst für einen Würtemberger, es grundrichtig zu sprechen. Dadurch scheint also die ursprüngliche Heimat des Schriftdeutschen in der jetzt noch lebendigen Sprache ihrer Bewohner für die Schreibung nicht insofern maßgebend sein zu können, daß man als orthographische Grundregel aufstellte: Schreib, wie man in Schwaben das Hochdeutsche ausspricht. Herr W. gelangte daher zu dem Resultate, daß er (S. 33) sagt:

„Wir stellen also als grund- und hauptregel der orthographie des hochdeutschen ouf, ez tzu schreiben, wie seine grammatik ez fordert, und denken uns aine spetere tzeit, wo diz geschehe, um alsbald die abgelaitete regel ouzsprechen tzu können, daz hochdeutsche tzu schreiben, wie ez der gebrouch sei." -

Wenn übrigens Herr W. die Ansicht ausspricht, daß „ez dem gebildeteren ore ein genuz ist, ouz feinem munde würtembergisches hochdeutsch zu vernemen", so fällt mir dabei eine Anekdote ein, welche Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, in seinen Nachrichten über Schiller's

---

die sich nicht als Volksmundart entwickelte, hat Rud. v. Raumer klare Nachweisungen gegeben. Man vergl. aus dessen angeführter Schrift den ersten Anhang S. 85. ff.]

Flucht aus Stuttgart erzählt. Schiller hatte nach den Räubern den Fiesko ausgearbeitet, und las dies neue Drama den Koryphäen der Mannheimer Bühne vor. Aber durch seine Aussprache schnitt er jeden Beifall der Zuhörer ab. Die Vorlesung gelangte gar nicht bis zu Ende des Drama's, so wenig geeignet für die Bühne erschien es. Doch blieb das Manuscript zurück und wurde nochmals von einem der ungünstigen Zuhörer gelesen. Erst so gelangte es zu der richtigen Würdigung, als der Beurtheiler Schiller's Dichtung las, ohne ihn selbst zu hören.

Dem sei nun wie ihm wolle, jedenfalls ist der Inhalt des Programms des Herrn Ph. W. nicht uninteressant und sonst in vielen Einzelheiten seiner Aussprüche nicht unklar. Nur im Allgemeinen muß es auffallen, daß gewissermaßen die Schreibung des Programms mit dem darin Gesagten in directem Widerspruch steht. Herr W. erkennt nämlich an, daß die in einer gegebenen Zeit herrschende Orthographie dasselbe Recht hat, wie jeder andere allgemein gewordene Gebrauch. Er setzt noch hinzu: „Die orthographie hat noch aine grözere bedeutung als jeder andere gebrouch; sie ist die aintzige gemainsame sitte oder mode der an der schriftsprache gebildeten stende, jenes streng-neuhochdeutschen publicums, daz ouzerdem in den verschidensten richtungen ouz ainander get"; und sagt (S. 3): „Die hauptregel der orthographie, die wir so scharf in kainer grammatik ouzgesprochen finden, haizt ganz ainfach: **schreib wie die andern.**" — Läßt sich mit dieser Ueberzeugung vereinigen, daß Herr W. uns eine Schrift vorlegt, welche factisch die Regel befolgt: Schreibe wie gar Niemand in ganz Deutschland zu schreiben pflegt?

Uebrigens geben uns die weit verbreiteten und an sich schätzenswerthen Lesebücher des Herrn Ph. Wackernagel eine andere Orthographie als das Programm; worauf wir später zurückkommen werden. Das Programm scheint nur zur Unterhaltung der Leser den „ouzdruck" der „loutverheltnisse" und „ouzsprache" nach den „fainheiten" der „schwebischen" Mundart vorzulegen.

3.

Dr. Weinhold.

Als Dictator für die Orthographie des österreichischen Kaiserstaates oder seiner Schulen tritt Herr Dr. Weinhold auf

(Zeitschrift für österreich. Gymnasien, Wien 1852. 2tes Heft). Sein Hauptgrundsatz lautet:

Schreib wie es die geschichtliche Fortentwickelung des neuhochdeutschen verlangt.

Er sagt unter Andrem:

Das bemühen die deutsche Schreibweise zu regeln tritt mit dem sechszehnten Jarhundert in vielen Schriften hervor; man könte fast die ersten Rechtschreibleren, welche im 16. Jh. aufgestelt wurden, die besten nennen, so thöricht sind nicht seiten die folgenden.

Wir wollen bei ihm nicht in viele Einzelheiten eingehen, weil seine Schreibung für jetzt — (außerdem daß er das Dehnungs-h und das **e** in **ie**, wo es Dehnungszeichen ist, so wie die Verdopplung der Vocale gänzlich tilgt, weil „für Auge und Or die Denzeichen gleichgiltig sind", und anderes ähnliche anordnet) — nicht mit der Entschiedenheit, wie Möller und Wackernagel von dem üblichen Gebrauche sich lossagt. Denn sehr Vieles, was die Richtigkeit der Schreibung verlangt, will er auf spätere Zeit verschwoben wissen, wenn durch einen zweckmäßigen Anfang das Weitere angebahnt ist. Nach der Ueberzeugung des Herrn Wh. „gehört der rein sprechende Deutsche leider zu den größten Seltenheiten auf deutscher Erde"; oder mit andern Worten, unsere jetzige Aussprache ist ohne alles entscheidende Moment für die Rechtschreibung. Daher kann es auch nicht befremden, daß er **e** statt **ö** in schwören, zwölf, schöpfen, Geschöpf u. s. w., ferner **i** statt **ü** in Würde, **ü** statt **ie** in Mieder, **e** statt **ä** in Bär, **ie** statt **i** in Licht, Dirne ꝛc. zu setzen vorschreibt.[2]) — Für die Vocalisation erkennt also Herr Dr. Wh. keine Feststellung des neuhochdeutschen Lautstandes an. — Dagegen ge-

2) Jac. Grimm in der dritten Ausgabe der Grammatik S. 220 sagt bloß: Einigemal schreiben wir ä statt ö, namentlich in bär, rächen etc. — Ferner: ö ist meist Umlaut des o, manchmal aber des a, wie schwören, schöpfen, Geschöpf etc., und setzt hinzu: Hier ist die Aussprache bestimmt von e abgewichen. Er denkt also an keine Aenderung. — Wohl sprach er sich in der zweiten Ausgabe S. 522 schärfer aus: baer (ursus), gewaeren (concedere) ꝛc. sollten den Laut ä statt ihres ae haben.

ſtattet er eine ſolche in der Bezeichnung der Kürzen durch Verdopplung der Conſonanten. Während z. B. der öſterreichiſche Dialekt das lange **u** in Mutter erhalten hat, ſo daß alſo hier, wie Herr Wh. ſelbſt ſagt, die Verdopplung mit Recht bekämpft würde, weil ſie in den jetzt noch lebenden Mundarten ebenſo wenig als in dem Mittelhochdeutſchen (muoter) begründet iſt, ſo will er dennoch dieſe Verdopplung nicht abweiſen, und begründet dieſes durch die Bemerkung: „Als ſich der neuhochdeutſche Lautſtand feſtſetzte, wurde durch die zur Herrſchaft gelangende Mundart manche Kürze in die Schriftſprache eingebracht, welche in einigen Ländern die echte Länge bewahrte" (dieß ſoll wohl heißen: ſtatt deren einige Mundarten die echte Länge bewahrten). — Dies iſt wohl augenſcheinlich eine der vielen Inconſequenzen der hiſtoriſchen Grammatiker, die uns von den Inconſequenzen und der Willkür des üblichen Gebrauches befreien wollen, und uns in neue Willkür verſtricken. Denn was ſoll uns hindern, in Licht, ſchwören, ſchöpfen ꝛc. den feſtgeſetzten Lautſtand des Neuhochdeutſchen beizubehalten, wenn wir es in Mutter, Jammer u. ſ. w. thun, oder umgekehrt? Oder gibt es nur in Längen und Kürzen einen feſtgeſetzten Lautſtand?

[Wie ganz unzulänglich und unhaltbar der oberſte Grundſatz des Herrn Weinhold iſt, welcher die Schreibung auf die Fortentwicklung der Sprache ſtützen will ohne auf die Literatur und die lebendige Rede des Neuhochdeutſchen Rückſicht nehmen zu wollen, hat Rud. v. Raumer S. 29 f. nachgewieſen, und dabei (S. 25) darauf aufmerkſam gemacht, wie wenig zweifelloſe Sicherheit, die man der neuen Rechtſchreibung nachrühmt, anzutreffen iſt, wenn dieſe Aenderungen alle nur vorläufige Maßregeln bezwecken ſollen, und bei der Aufhebung der hindernden Schranken, der aufgeſtellte Grundſatz auf das Hiſtoriſche zurückkehren, durchgeführt würde. Darauf hat auch ſchon Ludw. Ruprecht hingewieſen, und dieſer Vorwurf trifft bekanntlich nicht den Hr. Weinhold für ſich allein, wie wir unten ſehen werden.

Gegen die Behauptung Weinholds, daß der rein ſprechende Deutſche zu den größten Seltenheiten gehöre, gibt R. v. Raumer (S. 10 ff.) die geeigneten Nachweiſungen, und fügt die Bemerkung bei, daß unſere Orthographie unter dem Einfluſſe des phonetiſchen Grundſatzes: „Bringe deine Schrift und deine Ausſprache in Uebereinſtimmung" ſich feſtgeſtellt hat. „Obwohl unſere neuhochdeutſche Schriftſprache nicht aus einer einzigen Mundart entſtanden iſt, ſondern aus einem Inein-

anderwirken verſchiedener Mundarten, müſſen wir doch davon ausgehen, daß jedes geſchriebene Wort irgendwo und irgendwann die Ausſprache hatte, die ſeine Schriftzeichen ausdrücken." S. 17: „Daß man aber als Regel die richtige Ausſprache nach der angenommenen Schreibweiſe beurtheilte, war eine nothwendige Folge von dem Grundſatz der deutſchen Grammatiker, durch die Schriftzeichen die richtige Ausſprache wiedergeben zu wollen. Man hatte alſo in der Schreibung das vor ſich, was die Grammatiker für die richtige Ausſprache erklärten."

Uebrigens hat Herr Weinhold auch außerhalb Oeſtreich von vielen Seiten wohlmeinende Zuſtimmung gefunden. Nicht bloß Andreſen in ſeiner Schrift über deutſche Orthographie, ſondern ganz beſonders der Verfaſſer in der deutſchen Vierteljahrs Schrift geben hievon Zeugniß. Erſterer hat ſelbſt geforſcht und beobachtet, und ſeine Schrift iſt jeden Falls inhaltsreicher als der beſagte Aufſatz in der Vierteljahs Schrift.]

4.

Jacob Grimm.

Nach den bisher gegebenen Proben von den Beſtrebungen der hiſtoriſchen Grammatiker kann ich mich nicht enthalten, auch eine Stelle aus der vor kurzem erſchienenen Vorrede zum deutſchen Wörterbuche des Altmeiſters der hiſtoriſchen Grammatik anzuführen. Sie mag einerſeits als Probe der Schreibung dieſes Mannes neben der Heterographie ſeiner Schüler dienen, welche uns an das erinnert, was Lichtenberg (Verm. Schrift. Bd. I. S. 321 ff.) Kainographie nennt, indem er einen „Forſchlach" vorbringt, „künftig keine Bainklaider mer zu tragen." Anderſeits iſt dieſe Stelle für den gelehrten Mann ſo charakteriſtiſch als Selbſtbekenntniß, daß ſie gerade hier einen Platz verdienen dürfte. Die Stelle (Col. III. flg.) heißt in Schrift und Wortlaut folgendermaßen:

„sogar wenn ich bücher des sechzehnten ja siebzehnten jahrhunderts durchlas, kam mir die sprache, aller damaligen verwilderung und roheit uncrachtet, in manchen ihrer züge noch beneidenswerth und vermögender vor als unsere heutige. welchen abstand aber auch von ihnen stellte die edle, freie natur der mittelhochdeutschen dichtungen dar, denen angestrengteste mühe zu widmen unvergleichlichen lohn abwirft. doch nicht einmal aus ihrer fülle schienen alle grammatischen entdeckungen von gewicht müssen hergeleitet zu werden,

sondern aus sparsam fließenden fast versiegenden althochdeutschen und gothischen quellen, die uns unserer zunge älteste und gefügeste regel kund thaten. es gab stunden, wo für abhanden gekommne theile des Ulfilas ich die gesamte poesie der besten zeit des dreizehnten jahrhunderts mit freuden ausgeliefert haben würde. den leuchtenden gesetzen der ältesten sprache nachspürend verzichtet man lange zeit auf die abgeblichnen der von heute."

Wenn wir bloß diese Probe von Grimm's Schreibung kennen würden, so könnte es, im Vergleich mit den frühern Proben, den Anschein gewinnen, als ob seine Nachfolger alle aus dem Geleise gefahren wären, oder als ob der bedächtige Altmeister und Lenker des Wagens und Forschens jene Spuren als schwindelige Pfade verachte, die nicht in seinem Ziele lägen, und auf denen er die Unbesonnenen sich selbst überlassen wolle. Und es kann uns dabei einfallen, daß J. Grimm im Jahre 1819 bei der Herausgabe des ersten Bandes der deutschen Grammatik weder mit der üblichen Orthographie, noch mit der üblichen Druckschrift verfallen war. Aber in Ermanglung erforderlicher Typen mußten damals in die deutsche (eckige) Schrift der Grammatik Typen aus dem Lateinischen, á, é, í, ó, ú, eingemengt werden. — Freilich war dadurch angebahnt, daß die zweite Ausgabe (1822) ganz mit lateinischer Schrift und einigen eigens dazu gegossenen Zeichen erschien. Und während der erste Band der ersten Ausgabe nur von der Flexionslehre (Declination, Conjugation ꝛc.) ausgefüllt wurde, trat jetzt auf die ersten 595 eng gedruckten Seiten eine wohl etwas übermäßig gedehnte Auseinandersetzung über die Buchstaben, die sich bei der dritten Ausgabe dahin vervollkommnete, daß der etwas beschränkte erste Band nur für die Lehre von den Vocalen (ohne die Consonanten) reicht. — In der Einleitung zum ersten Bande der ersten Ausgabe spricht J. Grimm sich über seine Quellen und Hülfsmittel aus, und indem er die frühern Sprachforscher durchmustert, unter welchen er Gottsched's Anmaßungen in der Grammatik völlig unerträglich nennt, fährt er dann fort:

„Adelung steht weit über seinen Vorgängern. Er kann

ſich von der unglücklichen Anſicht, die Sprache zu zügeln, nicht losreißen, aber er hat ſie ſtudirt, und iſt bis zu ſcharfſinnigen Entwicklungen durchgedrungen."

In der Note ſetzt J. Grimm hinzu: „Die (von Voß bearbeitete) Beurtheilung des Adelung'ſchen Wörterbuchs in der Jenaer L. Z. iſt mir jederzeit wie eine Ungerechtigkeit vorgekommen. Voß war Adelung an klaſſiſcher Gelehrſamkeit, Geſchmack und Gefühl für Poeſie ſehr überlegen; ich zweifle ob an Sprachkenntniß." [3])

Wenn aber J. Grimm nach der von ihm ſelbſt geſchilderten Weiſe ſich immer tiefer und tiefer in die alten Handſchriften verſenkte, wenn ihm die Flexionen und Lautverbindungen in Fragmenten des Gothiſchen ſo werth geworden waren, daß er um einige Stücke des Ulfilas das dreizehnte Jahrhundert mit Allem, was ihm höchſt bewundernswerth und erquicklich geworden war, hingegeben hätte; wenn er in dieſer forſchungsreichen Strebſamkeit gerne lange Zeit verzichtet auf die verblichenen Sprachgeſetze, die in der Blüthe der klaſſiſchen Literatur der Jetztzeit ſich kund geben; ſo ſteht darum ſein Verdienſt nichts deſto weniger auf einer von keinem deutſchen Grammatiker erreichten Höhe. — Während Leſſing die deutſche Literatur durch die Schärfe ſeiner Geiſteskraft von franzöſiſcher Abhängigkeit befreite, und hierin außer Klopſtock beſonders in Göthe einen tüchtigen Mitkämpfer hatte, der ſchon in ſeinen Studienjahren die Maxime aufſtellte:

Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;

während Schiller, der in ſeiner Jugend aus Luther's Bibel

---

3) In Beziehung auf Adelung's Orthographie ſagt auch Ph. Wackernagel im oben erwähnten Programme, daß er nahe daran war, alle orthographiſche Unzulänglichkeiten und Barbarismen, die noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert zurückgeblieben waren, zu erkennen, und daß er daher mit Recht von der Schreibung forderte, daß ſie nicht der Ausſprache der oder jener Provinz folge, ſondern auf eine Art eingerichtet ſein möge, die allen Provinzen verſtändlich ſei. — Und dieſe von Adelung nahezu gelöste Aufgabe, welche in den nächſten Decennien von Andern erreicht war, wieder umzuſtülpen und von vorn gründlich zu beginnen mit Hintanſetzung alles Vorhandenen, iſt die Aufgabe der hiſtoriſchen Grammatik geworden.

die Kraft des deutſchen Ausdruckes zu erlernen ſtrebte und ſpäter mit Göthe an der idealen Schönheit der griechiſchen Poeſie ſich begeiſterte; während durch Göthe und Schiller vorzugsweiſe unſere poetiſche Literatur im Auslande ſich Achtung erwarb; während Alex. v. Humboldt der Naturwiſſenſchaft einen Aufſchwung gab, der weit über Deutſchlands Grenzen hinaus reichte und den ſie vor ihm nie beſeſſen; während Friedr. Chriſtoph Schloſſer in der Geſchichtſchreibung darlegte, wie die politiſche Geſchichte keines Volks und keiner Zeit klar aufgefaßt werden könne ohne Kenntniß der Literatur eines jeden Volkes und Zeitraumes; ſo beſitzt J. Grimm nicht minder Epoche machende Verdienſte um die deutſche Sprache. Er brachte zuerſt Licht in die Formen unſerer Sprache; er lehrte uns die ſtarken Formen von den ſchwachen, das Urſprüngliche von dem Spätern, das Weſentliche von dem Unweſentlichen unterſcheiden, und ſchon die erſte Auflage ſeiner deutſchen Grammatik gründete ſeinen unvergänglichen Ruhm. Aber bei aller hiſtoriſch genauen Nachweiſung über unſere jetzigen Flexionen u. ſ. w. verſuchte er nie die jetzt beſtehenden Formen zu ändern und durch veraltete zu erſetzen. Wenn er aber in ſeine Forſchungen über Sprachlaute ſich dabei ſo vertiefte, daß er unſere Schreibung in einer Weiſe umgeſtaltet ſehen will, die ſie dem Gothiſchen möglichſt nahe bringt, ſo verkennt er hier die hiſtoriſche Thatſache des Beſtehenden, und zwar in einer Sprache Beſtehenden, welche ſich klaſſiſcher Vollendung und allgemeiner Verbreitung im In- und Auslande zu erfreuen hat. Und wenn er — vielleicht gerade aus dieſer Rückſicht — mit der von ihm als vollkommen richtig erkannten Form der Schreibung zurückhält und nicht ans Licht zu treten wagt, ſo gibt er ſich und uns einem fortwährenden Schwanken und Wanken preis. — Betrachten wir die Schreibung ſeines Wörterbuches, welches nicht für gelehrte Sprachforſcher, ſondern für die deutſche Nation ſein ſoll, ſo hat er darin noch größere Zurückhaltung kund gegeben als in der Grammatik. Und er bekennt in der Vorrede, daß die Verlagshandlung die nicht grundloſe Beſorgniß hegte, es würde das Publikum durch heftige Erſchütterung des hergebrachten und feſthaftenden Brauchs abgeſchreckt werden, weßhalb er gern die Rathſamkeit kluger

Beſchränkungen anerkannt habe. (Vorr. Col. LXII.). Er geht nur darauf aus, für eine empfänglichere Zeit die Aenderungen anzubahnen und vorzubereiten. Wir erhalten dadurch im Wörterbuche keine grundrichtige Schreibung, ſondern eine ſolche, die mit der Zeit werthlos erſcheinen muß, wenn die Leſer zum Richtigen vorbereitet ſind. Für die Fortentwicklung iſt geſorgt; aber für jetzt haben wir nichts entſchieden Zuverläſſiges. Sollte einem, welcher das Wahre und Echte ſucht, die Weiſe des Herrn Dr. Möller nicht mehr zuſagen als dieſe Zurückhaltung? Aber obwohl Herr Möller ferker ſtatt Verkehr u. dgl. zu ſchreiben wagt, und uns etwas extravagant ſcheinen will, ſo iſt er bei Allem dem noch hinter dem Ziele geblieben, das J. Grimm unſerer Schreibung geſteckt hat. Denn letzterer ſagt (a. a. O.): „Getrauen wir uns einmal das V den Niederländern zu laſſen, ſelbſt aber F zu ſchreiben, wie wir nur F ausſprechen, ſo wird V ſeine eigenthümliche Beſtimmung erfüllen, und wieder den Laut des lateiniſchen und romaniſchen V übernehmen, d. h. unſer jetziges W ausdrücken können. Da wir aber nichts von dem Laut des engliſchen W haben, ſo bedürfen wir auch den Laut nicht. Unſer F und V ſollen alſo in den Stand zurücktreten, der dem Gothiſchen und auch den frühſten althochdeutſchen Denkmälern entſpricht, und es ſteht die Zeit zu erwarten, wo man nicht nur filfusz (Vielfuß), ſondern auch fervalten (verwalten), filvissend (vielwiſſend) zu ſchreiben keinen Anſtand nimmt.“ — Auf dieſem Vorſprunge iſt Dr. Möller noch nicht angelangt, er ſchreibt noch werden, wirt mit w ſtatt v. [4]) — Dagegen gibt uns J. Grimm eine

---

4) [Dadurch daß Möller das v überall in f verwandelte, und die unbegründeten Dehnungs-h und e in ie wegließ, hat er offenbar nur gethan, was J. Grimm verlangt. Aber nichts deſtoweniger wird er deßhalb von ſeinen eignen Genoſſen gewiſſermaßen dem Spotte ausgeſetzt. Denn Andreſen (S. 2. Note) ſagt von ihm, er biete in ferker (für Verkehr), filmer (für vielmehr), ferertesz (verehrtes), steent (ſtehend) beleidigende Gebilde, deren Vertreter ehmals Wolke geweſen, welcher fliz (für: fliehts) u. ſ. w. geſchrieben. — Wir ſehen hieraus, die hiſtoriſche Schule erſchrickt vor ſich ſelber, ſo bald einer ihrer Genoſſen den Muth hat, ſchon jetzt zu verwirklichen, was Grimm ſelbſt, ſeinen Grundſätzen conform, als Plan für die Zukunft in Gedanken hegt, und worauf wohl auch Herr Weinhold,

hiſtoriſch begründete Fortentwicklung, die wir dann erreichen, wenn wir alles, was hiſtoriſch jetzt beſteht, nur inſofern fortbeſtehen laſſen, als es ſich im Gothiſchen und Altdeutſchen nachweiſen läßt. — Ich möchte indeſſen an der Anſicht feſthalten, daß es bei der Entwicklung der Literatur, wie die unſrige jetzt iſt, ein dankenswerthes Bemühen wäre, nachzuweiſen, wie da und dort die alte Schreibung gründlicher den Sprachformen entſprochen habe, als unſere jetzige. Dieſe Nachweiſung wird für jeden von Intereſſe ſein, ohne daß man deßhalb Fremdes, und Abhandengekommenes wieder einzudrängen ſich bemühte. So wie J. Grimm die beſtehende deutſche Declination und Conjugation wohl ſicherer beurtheilen lehrte, aber nicht umwarf, ſo hätte er das nämliche auch in der Schreibung immerhin zu thun vermocht, und doch — wie er's in der erſten Auflage der Grammatik that — an das einfache Geſetz ſich halten können: „Schreib wie die Andern." Nur wo der Gebrauch der Andern wankt, da iſt das Begründete zu empfehlen.

[Wir müſſen gleich vorn herein (ſagt R. v. Raumer S. 19) eine ſtreng zu beachtende Grenze ziehen zwiſchen Grimms wiſſenſchaftlichen hiſtoriſchen Forſchungen, und der praktiſchen Anwendung, die man davon auf unſere gegenwärtige Sprache macht. Wir dürfen es durchaus nicht dulden, daß man die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Grimm'ſchen Forſchungen, und die Richtigkeit dieſer Anwendung zuſammenwirft, daß man gewiſſermaßen ein Glaubensbekenntniß für jeden wiſſenſchaftlichen Sprachforſcher aus der Annahme einer neuen Orthographie macht.

Dieſer Anſicht gegenüber ſteht ein Ausſpruch Grimm's in der dritten Ausgabe ſeiner deutſchen Grammatik I. S. 579.

Der grundsatz so zu schreiben, wie gesprochen wird, ist zu natürlich, als dasz ihn nicht jedes volk bei anwendung der schrift auf seine sprache zuerst sollte befolgt haben. Es würde aber un-

---

jedoch nur nach und nach, es abgeſehen hat. Wenn aber die hiſtoriſche Schule ſelbſt über Erſcheinungen ſich beſchwert, die nur ſie und niemand ſonſt hervorgerufen hat, wem darf hierbei nicht der Spruch des Lehrlings einfallen:

Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd ich nun nicht los.]

gerecht sein, ihn beständig zu widerholen, weil dann die schreibung in jedem jahrhundert wechseln, und der zusammenhang der literatur mit ihrer geschichte und dem alterthum verloren gehen müste. Richte man die neugriechische, französische, englische schreibung nach der heutigen ausspache ein, wie unerträglich und unverständlich würde sie ins auge fallen.

Sollten wir diesen Vorwurf des Unerträglichen für das Auge zurückgeben, so müßten wir nur daran erinnern, was herauskommt, wenn man die Vorschriften Grimm's wirklich ausführt, wovon oben Note 4 zu S. 26 die Rede war, oder auf das von Grimm selbst in Aussicht gestellte filvissend hinweisen. Wie wenig übrigens die französische und englische Orthographie, die sich vorzugsweise an das historische Princip von jeher hielt, mit unserer deutschen zu vergleichen ist, die von jeher dem phonetischen Princip folgte, und nur jetzt durch die historische Grammatiker ein anderes erhalten soll, das ihrer ganzen Geschichte widerspricht, hat Rud. v. Raumer in der zweiten Abhandlung (S. 43 ff.) nachgewiesen. (Aehnliches sagt Menzel im ersten Briefe). — Wenn aber Grimm meint, es müßte auf dem phonetischen Wege alle hundert Jahre eine Aenderung eintreten, so möchte in so fern diese Behauptung irrig sein, als unsere jetzige schriftdeutsche Sprache keinen provinziellen oder mundartlichen Charakter mehr hat, wie dies bei der Schreibung der schwäbischen Ritter der Fall war. Es ist jetzt anerkannt, daß in keinem Volksdialekte Deutschlands das eigentliche Schriftdeutsche herrscht, daß vielmehr der Gebildete jeder Provinz sich so zu sprechen bemüht, wie die Schriftsprache es mit sich bringt oder fordert. Und deßhalb wird sich Grimm's Befürchtung mit dem in jedem Jahrhundert nöthigen Wechsel auch nicht so leicht verwirklichen, zumal als die klassisch vollendetsten Werke deutscher Literatur aus dieser Schriftsprache hervorgegangen sind und ihre Schreibung in sich aufgenommen haben.

Sollte dies übrigens nicht richtig sein, so dürfte es doch beklagenswerth erscheinen, daß J. Grimm uns zu dem Ziele, nicht alle hundert Jahre mit der Schreibung wechseln zu müssen, auf einem solchen Wege führt, welcher ihn der Nachrede nahe bringt, er selbst befolge alle zehn Jahre eine andere Schreibung. — Wie weit dies gegründet oder nicht gegründet ist, werden wir aus dem Folgenden sehen.]

5.

Ludw. Ruprecht.

Im Gegensatze zu dieser einerseits bedeutend retrograden Bewegung der „Fortentwicklung" unserer Sprache, und zu der anderseits in ferne Zukunft verlegten grundrichtigen Gestaltung unserer Orthographie ist es nicht uninteressant, eine Ver-

mittlung auftauchen zu ſehen, die in der Schrift eines jungen Gelehrten — Ludwig Ruprecht — verſucht iſt. Der Titel derſelben heißt: Die deutſche Rechtſchreibung vom Standpunkte der hiſtoriſchen Grammatik beleuchtet. Göttingen 1854. — Dieſe kleine Schrift faßt mit achtungswerther Klarheit das Woher und Wohin in's Auge. Sie will aber unſere Rechtſchreibung, ohne die Forſchungen der hiſtoriſchen Grammatik zu verkennen, jetzt feſtſtellen, und der „heilloſen Verwirrung" ein Ziel ſetzen. Sie geſteht zu, daß die Schreibung vor Grimm viel Fehlerhaftes hatte; allein ſie ſei mehr als die engliſche und franzöſiſche der Entwicklung der lebendigen Sprache gefolgt. Wären wir z. B. auf der mittelalterlichen Schreibung ſtehen geblieben, ſo würden wir jetzt min hus ſchreiben, und mein Haus ſprechen. Während durch derartige Abweichung von Laut und Schrift ein engliſcher Knabe erſt ſpät richtig ſchreiben lerne, ſeien wir beſſer daran. Sollten wir dieſen Vortheil durch eine völlig ſchwankende Orthographie aufgeben? Einige Fehler unſerer Schreibung könnten doch wohl nicht ſo viel ſchaden; bei weitem die meiſten ſeien, vom praktiſchen Standpunkte aus betrachtet, ganz gleichgültig. Ihre Unrichtigkeit könnte für den, der deſſen bedarf, in den Lehrbüchern kurz bemerklich gemacht werden. Aber unberechenbar ſei der Schaden, der daraus erwächst, daß man dem Volke ſeine einmal gewonnene feſte Schreibweiſe wieder rauben wolle. Bei uns leſe und ſchreibe faſt ein jeder; eine Akademie zu dictatoriſch gebotener Regelung beſäßen wir nicht [5]), aber eine reiche Volksliteratur, einen großen Schatz klaſſiſcher Schriften, die Frucht der Blüthezeit unſerer Literatur; wir beſäßen die Luther'ſche Bibelüberſetzung, die in Millionen

5) Jac. Grimm (a. a. O.) verweist auf Spanien, wo es nur einer von wenigen Gelehrten ausgehenden Feſtſtellung bedurft hätte, und Jedermann einverſtanden geweſen wäre. Und doch ſei dejar für dexar, pajaro für paxaro auffallender als vald für wald. — [Dies iſt in ſo fern nicht ganz richtig, als wir v im Deutſchen wie f auszuſprechen gewohnt ſind, nicht wie w, und alſo mit der veränderten Schreibung ein der gewöhnlichen Ausſprache widerſtrebendes Zeichen eingeführt wurde, was bei dejar und dexar im Spaniſchen nicht der Fall war.]

Exemplaren verbreitet ist, und in den Familien vom Vater auf den Sohn vererbt; und alle diese Bücher seien jetzt in der herrschenden Schreibweise gedruckt und verbreitet. Wenn die meisten historischen Grammatiker bis jetzt auch nur sparsam geändert hätten, so kündeten sie doch eine ganze Reihe neuer Aenderungen als bevorstehend an; dadurch öffne sich dann die Aussicht auf eine recht langjährige Confusion, deren Ende gar nicht abzusehen sei. Und wenn wir die in der neuen Orthographie gedruckten Bücher durchmusterten, von denen einige nur mit Hülfe des Mittelhochdeutschen und einiger Divinationsgabe zu verstehen seien, so könnten wir leicht zwanzig verschiedene orthographische Systeme zusammen finden. (Diese Behauptung wird um so weniger in Zweifel zu ziehen sein, als nicht bloß Herr Ph. Wackernagel nach zwei verschiedenen Systemen schreibt, in seinem oben erwähnten Programme nach dem einen, und in seinen vielverbreiteten Lesebüchern nach einem andern; sondern auch selbst J. Grimm ein anderes System in seinem Wörterbuche und ein anderes in den frühern Ausgaben seiner Grammatik befolgt; denn wenn wir von letzterer die erste und dritte Ausgabe mit der zweiten vergleichen, ergeben sich systematische Abweichungen.)

Im Ganzen steht Herr Ruprecht auf dem sogenannten Standpunkte des gemäßigten Fortschrittes, auf den sich auch Jac. Grimm im Wörterbuche gestellt hat; nur mit dem Unterschiede, daß ersterer meint, eine feste Grenze bestimmen zu wollen, und bis hierher und nicht weiter zu gehen, letzterer dagegen die Schreibung im Wörterbuche gleichsam wie eine Eintagsfliege ansieht, die einer zu erwartenden national echten und grundrichtigen Schreibung weichen werde. — Es steht demnach nicht zu erwarten, daß Jac. Grimm auf die vermittelnden Vorschläge des Herrn Ruprecht eingehen kann. Aber eben so wenig dürften die Anhänger der alten Schreibung, die durch Adelung ihre Begründung erhielt, sich durch Herrn Ruprecht befriedigt finden, weil er wohl die Grundsätze der historischen Grammatik, aber nicht die Begründung der Adelung'schen Schreibung berücksichtigt oder zu kennen scheint.

Wir dürfen nämlich diejenige Rechtschreibung, welche sich bei uns feststellte, als, wie oben erwähnt, in der ersten Hälfte

dieſes Jahrhunderts und in dem langen Frieden alle Blüthen unſerer klaſſiſchen Literatur in neuen Ausſtattungen verbreitet wurden, die Adelung'ſche nennen. Sie hatte durch den Einfluß von J. H. Voß einzelne Umgeſtaltungen erfahren, die alsdann durch an ſich unbedeutende Schulbücher (Heinſius, Heyſe) durch die geſammten deutſchen Gaue Geltung erhielten. Und als die für die Sprachwiſſenſchaft höchſt wichtige und einflußreiche deutſche Grammatik von K. F. Becker erſchien, ſtand die Adelung'ſche modificierte Schreibung feſt. Auch Becker nahm ſie ohne hervortretende Neuerungen an und machte ſie zu der ſeinigen, ſo wie Jac. Grimm auch noch im Jahre 1819 bei der erſten Ausgabe ſeiner deutſchen Grammatik gethan hatte. [6])

Man ſchrieb nach Adelung, wie man es in allen deutſchen Gauen verſtand, und wie es der Ausſprache derer, die das Hochdeutſche richtig zu ſprechen verſtehen, angemeſſen war. — Dabei galt das allgemeine Geſetz, daß, was in der richtigen Ausſprache des Hochdeutſchen gleichmäßig lautet, auch mit gleichen Lauten oder Buchſtaben ſoll geſchrieben werden. Durch dieſes Geſetz diente die Adelung'ſche Schreibung dem Ohre, das die Laute der Sprache aus dem Leſen der Schrift aufnimmt und der Seele zuführt. Die Schrift iſt jedoch zu allernächſt für die Wahrnehmung des Auges beſtimmt, und muß daher auch dem Auge des Leſers zu dienen ſuchen. Inwiefern

---

6) Wenn ſich auch ſagen ließe, die Rechtſchreibung, die Becker in ſeiner Grammatik hat, iſt diejenige, die in unſern Klaſſikern jetzt die allgemein übliche und ſonſt die allgemein verbreitete iſt, ſo wird dieſelbe doch mit dem Namen der Adelung'ſchen zu bezeichnen ſein, weil Becker, Schmitthenner u. A. nur etwa bei ſchwankendem Gebrauche das minder Richtige zu beſeitigen ſuchten; dagegen Adelung die ganze Begründung des Lehrgebäudes gegeben hat. [Dieſem Adelung'ſchen Lehrgebäude hat auch Ph. Wackernagel, wie wir oben geſehen, anerkennendes Lob gezollt, obwohl er anderſeits behauptet, unſre Schreibung ſtamme von Gottſched her. Dies mag wahr ſein, in ſo fern Gottſched ordnend und ſichtend ſehr großen Einfluß übte, und Adelung von dem, was er angebahnt, keine ſehr divergierende Richtung einſchlug. Damit trifft auch R. v. Raumers Behauptung zuſammen, daß nicht erſt Adelung unſre Orthographie gemacht habe. Nichts deſto weniger bleibt aber Adelung der Begründer derſelben.]

nun Adelung hierin Unrecht gethan, oder ſchmähende Vorwürfe verdient hat, daß er die Schrift dem Auge des Leſers zu accommodieren ſuchte, darauf werden wir ſpäter zurückkommen. Nur dies Eine ſei bemerkt, daß Jac. Grimm und die meiſten ſeiner Anhänger bis heute noch nicht aufgehört haben das (Artikel) und daß (Conjunction) verſchieden zu ſchreiben, welche Unterſcheidung die mittelalterliche Schreibung nicht kannte, und wobei feſt ſteht, daß beides nur ein und dasſelbe Wort iſt.

Um nun die Adelung'ſche Orthographie, der Schreibweiſe der hiſtoriſchen Grammatiker gegenüber, zu beleuchten, ſind die Vorwürfe zu betrachten, welche gegen jene von dieſen erhoben werden, und wir wollen dieſelben in der Reihenfolge durchgehen, wie ſie in der Ruprecht'ſchen Schrift aufgeführt werden. Dabei erfordert jedoch meine Aufgabe, daß ich auf die Gefahr hin, ſachkundigen Leſern etwas ganz Bekanntes vorzutragen, nicht bloß die Grundſätze der hiſtoriſchen Grammatik, ſondern auch die der Adelung'ſchen Orthographie näher erörtern muß.

6.

Die mitteltonigen Silben.

Zuerſt ſind die Fehler zu betrachten, welche in der Adelung'ſchen Orthographie ihren Urſprung dem Streben, die Kürze und Länge der Vocale zu bezeichnen, verdanken. Aus Mißverſtand, ſagt man, hat man Lautverbindungen der ältern Schrift (wie **ie** in dienen, und **h** in Aehre u. dergl.) für ein Zeichen der Dehnung angeſehen, und dieſe Zeichen dann verallgemeinert, jedoch mit der größten Inconſequenz; während man Wahn und wann ſchriebe, begnüge man ſich mit der Unterlaſſung der Verdopplung bei kam und Kamm, und es ließen ſich, ſagt Herr Ruprecht, über zweihundert Ausnahmen aufzählen, in denen die Vocale a, e, i, o, u, ohne Dehnungszeichen ſtänden.

Wir haben hier nicht in Frage zu ziehen, was unſere Schreibung dabei gewinnen wird, wenn wir nach der Forderung der hiſtoriſchen Grammatik her für Herr, Heer, hehr und her u. drgl. ſchreiben. — Es handelt ſich nicht ſowohl um die gewohnte Bequemlichkeit dieſes Augendienſtes, ſondern vielmehr um die Frage: ſind die Dehnungszeichen wirklich ſo regellos

und so inconsequent vertheilt, daß unzählige Ausnahmen sich dabei ergeben? ferner: würde unsere Schreibung consequenter in ihrer Form, und der Stufe der jetzigen Entwicklung unserer Sprache entsprechender, wenn wir nach den Vorschriften der historischen Grammatik zu Werke gingen?

Diese Fragen werden sich im Folgenden beantworten. Ehe wir jedoch zu dem Einzelnen übergehen, ist für die Dehnungszeichen und für die der Dehnung entgegengesetzte Schärfung der Silben durch Verdopplung der Consonanten, insbesondere dieses zu bemerken:

Diejenigen Wörter, welche in deutschen Versen bald lang bald kurz gebraucht werden können, die also nicht immer einen vollen Ton haben, sondern auch tonlos erscheinen, erhalten in der Schrift weder ein Dehnungs- noch ein Schärfungszeichen.

Es sind dies lauter einsilbige Wörter, die weder einen Verbal- noch einen Nominalbegriff ausmachen, und zwar folgende [sogenannte Formwörter]:

1. Ohne Dehnungszeichen: mir, dir, wir, er, es, der, dem, den, wer, wem, wen, von, vom, an, am, vor, nur, her, hin, dar, gar, war. — da, ja, du, so, wo, zu.

2. Ohne Schärfungszeichen: in, im, um, man, mit, ab, ob, bis, bin.

Die Schreibung dieser Wörter entspricht demnach der Schreibung der immer tonlosen Vor- oder Nachsilben, wie ver, zer, er, el, en, es ꝛc.

Eine Ausnahme bilden unter ihnen zuerst die Pronominalformen ihn, ihm, ihr (nebst ihnen, ihren), welche neben der Präposition in, im, ein h annahmen, nachdem man sie früher durch die Schreibung in, im, von in und im zu unterscheiden suchte; und dazu kommen noch, weil i in der jetzigen Schriftsprache nirgends als Auslaut erscheint, sie, die, nie, hie (in hie und da) nebst hier. — Ferner machen eine Ausnahme die Partikeln wenn, denn, wann, dann, welche neben den Pronominalformen wen, den, eine Verdopplung des Auslautconsonanten zum Zeichen der Schärfung erhielten. Alle jene Ausnahmen, so zahlreich sie auch sind, lassen sich durch ihr leicht zu erkennendes Verhältniß in der

geeben, Leeben, Weeſen, u dergl. ſchrieb. Bei der Entwicklung unſerer Sprache und ihrer Schreibung wurde jene Uebertreibung der Verdopplung getilgt, und nur in wenigen Wörtern meiſt zu praktiſchem Zwecke feſtgehalten, indem ſie theils die Unterſcheidung ähnlicher Laute zweier Wörter bezeichnen ſollte, wie Waare, wahr neben war, wie Meer mehr, Moor Mohr, Aal Ahle; theils auch zur Hebung der Hauptſilbe diente, wie See, Fee, Aas, Aar, Saat u. a.

[Wolfg. Menzel hat (im 2. Briefe) die Bemerkung ausgeſprochen, daß die Verdopplung der Vocale bei Wörtern ſtattfinde, welche Vorzugsweiſe einen Raum-, Größen-, Maſſen- und Mengebegriff ausdrücken. — Mag dies dahin geſtellt bleiben. Jeden Falls laſſen ſich aber manche feine Nüancen der bisherigen Rechtſchreibung nachweiſen, von denen man mit Sicherheit mit W. Menzel ſagen kann: „die hiſtoriſche Schule ſollte das Recht ſolcher feinen Nüancen, in welcher Zeit ſie auch entſtanden ſein mögen, unbedingt anerkennen, denn ſie ſind hiſtoriſch geworden, vom Genius der deutſchen Sprache geweiht, naturwüchſig aus dem deutſchen Stamme geknoſpet.]

Wäre der Ausdruck des Denkens und Empfindens durch die Schrift nicht leichter einem Mißverſtändniſſe unterworfen als der Ausdruck der mündlichen Mittheilung, ſo würden nicht ſo leicht Mißverſtändniſſe über Empfindung und Geſinnung durch brieflichen Verkehr hervorgerufen. Wir können dem geſchriebenen Worte nicht die Betonung geben, mit der wir es dem Freunde gegenüber ausſprechen würden, wenn er vor uns ſtände; denn die Schrift wirkt zunächſt nur auf das Auge, nicht auf das Ohr. Weil aber die Schrift demgemäß zunächſt auch für das Auge beſtimmt iſt, ſo wird es Unrecht ſein, dieſe Beſtimmung der Schrift leugnen zu wollen, und wir werden praktiſcher Weiſe — abgeſehen von allem Mißverſtehn einer Empfindung oder Geſinnung — der Schrift das Mittel der Unterſcheidung oder Hervorhebung von Begriffen nicht entziehen, welche dieſelbe in der Blüthezeit unſerer klaſſiſchen Literatur beſeſſen hat. Indeſſen iſt hierbei nicht in Abrede zu ſtellen, daß in der Vocalenverdopplung keine ſo ſcharfe Conſequenz unſerer Schreibung ſich nachweiſen läßt, als in den übrigen Mitteln zur Bezeichnung der Dehnung der Silben, von welchen wir jetzt zu reden haben.

8.

Dehnung durch ie.

Was die Dehnung der Silben durch ie betrifft, ſo ſteht hiſtoriſch feſt, daß dieſer Laut in vielen Wörtern nach der aus dem Mittelhochdeutſchen überlieferten Schreibung in ſolchen Silben häufig vorhanden war, in denen im Neuhochdeutſchen bloß ein langes i in der Ausſprache gehört wurde. Man ſchrieb biegen, dienen, lieben, gießen, aber das e wurde nicht mehr gehört, ſo wie es auch jetzt noch bei Allen, die das Schriftdeutſche richtig ſprechen, nicht gehört wird. In dem Mittelhochdeutſchen war aber jenes e, das ſich meiſt auf die Formation des Wortſtammes ſtützte, auch in der Ausſprache vernehmlich, wie dies noch in provinziell ſüddeutſcher Mundart der Fall iſt. Da man aber im Neuhochdeutſchen biegen (mit e) und ligen (ohne e) ganz gleich ausſprach, indem das i in beiden Wörtern gleich gedehnt wurde, ſo hielt man es auch für conſequent, beide Wörter gleichmäßig zu ſchreiben. — So entwickelte ſich ie im Neuhochdeutſchen zu einem bloßen Dehnungslaute. Allein für dieſen Dehnungslaut gilt die allgemeine ſo zu ſagen ausnahmsloſe Regel:

Alle ſtets betonten Silben mit langem i ſind mit **ie** zu ſchreiben.

Von den bald betonten, bald tonloſen Silben mir, dir war ſchon oben (Abſchn. 6) die Rede, ſo wie von ihn, ihm; ſie bilden hier keine Ausnahme durch den Wechſel ihrer Betonung.

Das einzige deutſche Wort, das als eigentliche Ausnahme erſcheinen kann, iſt Igel (welches nicht in Jegel, jegel ſich umgeſtalten konnte). Fremde Wörter, wie Kamin, Magazin, Termin, Pike, nebſt den Städtenamen Berlin, Stettin ſind nicht als eigentliche Ausnahmen zu betrachten.

[Die Hannöviſche Conferenz trifft der Vorwurf, daß ſie außer der bisherigen einzigen Ausnahme Igel ganz ohne Noth eine weitere eingeführt hat, indem ſie Lid in Augenlid (von lit, Deckel) ſchreibt, um es von Lied (liet, Geſang) zu unterſcheiden. J. Grimm hat dagegen im Wörterbuche (Col. 807) Augenlied (mit ie) aufgenommen, und Andreſen (S. 33) führt an, daß Grimm in der Regel in dieſem Worte ie ſetze, doch weiſt er auf eine Stelle hin, wo Grimm bloß i gebrauche. Dieſe Stelle iſt im Wörterbuch unter Augbraune (Col. 788), und zwar in der Art, daß unter den Bemerkungen zu dieſem

Worte zuerſt Augenlieder (mit ie), und dann einige Zeilen nachher Augenlider ſteht. Man wird die gewiſſermaßen gegen Grimm's eignen Gebrauch anſtrebende Neuerung genügend durch die alte Schreibung und durch die verſchiedene Abſtammung gerechtfertigt halten. Allein es wurde in der alten Sprache liet (Geſang) nur deßhalb verſchieden von lit (Deckel) geſchrieben, weil es verſchieden ausgeſprochen wurde. Wir ſprechen beide Wörter jetzt nicht mehr verſchieden aus, und haben ſie deßhalb ebenſo wenig in der Schreibung unterſchieden, als etwa die Weide (salix, ahd. wîda) und die Weide (pascua, ahd. weida). Die verſchiedene Ausſprache der alten Zeit und die darauf gegründete Unterſcheidung der Schrift kann nicht maßgebend für uns ſein, wenn wir dabei das phonetiſche Princip unſerer jetzigen Schreibung verletzen. Und wir verletzen dasſelbe, wenn wir eine allgemein gültige Regel, wie hier, dabei umſtoßen.]

Dieſe Regel blieb in der Entwicklung unſerer Sprache ſo feſt, daß ſelbſt in ſtehlen, befehlen u. dergl., wo ſchon das Dehnungs=h iſt, dennoch das e neben i in ſtiehlſt, ſtiehlt ſeinen Platz behauptete. Und wenn J. Grimm in der dritten Ausgabe ſeiner Grammatik S. 216 in Beziehung auf ſämmtliche jetzt übliche Dehnungszeichen ſagt: „keine dieſer Schreibungen konnte durchgreifen, ſondern wurde in einzelnen Fällen ſchwankend gehandhabt"; ſo dürfte dieſer Vorwurf die Dehnung durch ie nicht treffen, wenn wir anders nicht — wie er mit Unrecht thut — die Wörter mir, dir, wir hierherziehen.

Wenn aber die Schreibung in ihrer Entwicklung den Gebrauch ſo ganz conſequent feſtgeſtellt hat, was gewinnen wir dadurch, daß wir den feſtſtehenden Gebrauch auflockern? Werden wir etwas Zeitgemäßes thun, wenn wir jetzt, wo Jeder ſchreiben lernen ſoll, den auf die ſchriftdeutſche Ausſprache geſtützten Gebrauch nach der Ausſprache des Mittelalters umgeſtalten? Und ſind es etwa nur wenige Wörter, in denen nach der hiſtoriſchen Grammatik das lange i ohne e zu gebrauchen wäre? Die hiſtoriſche Grammatik zählt deren über hundert auf, während dagegen über ſiebenzig das ie behalten ſollen. Und wenn wir zu den letzten noch die aus fremden Sprachen ſtammenden, in denen das e der fremden Sprache in i umſchlug, wie breve Brief, tegula Ziegel u. ſ. w. hinzuzählen, ferner die vielen Zeitwörter auf ieren, welchen J. Grimm allen conſequent ie zuweist (ſtudieren, regieren), und von denen viele an deutſche Stämme dieſe Endung anſetzen (halbieren,

haufieren, ſchattieren, gaſtieren, mit Schattierung, Halbierung) — ſo ſind die Wörter mit ie ebenfalls der Zahl nach mehr als hundert. Dazu kommt noch, daß J. Grimm in der dritten Ausgabe der Grammatik S. 223 für Duldung und Hegung des ie in ſolchen Wörtern ſich ausſpricht, die im Angelſächſiſchen eo haben, wenn auch im Mhd. und Althd. nur das einfache i, wie ſieben seofon, Vieh feoh.

Demnach werden wir uns jedenfalls durch die Forderung der hiſtoriſchen Grammatik in ein Labyrinth verlieren, das auch für andere Leute als bloße Kanzliſten und Bureaumänner Schwierigkeiten bieten und nur Verwirrung hervorrufen wird.

Und mit dem bisher Erwähnten iſt die Sache noch nicht erſchöpft. Denn es gibt auch noch Wörter, die das ie des Mittelalters haben ſollen, obgleich ſie jetzt nur ein ganz kurzes i hören laſſen, wie Licht, Fichte, Dirne u. a. — Wir haben alſo Liecht, Fiechte, Dierne zu ſchreiben, und Licht, Fichte und Dirne (mit geſchärftem i) zu ſprechen. — Iſt es aber wirklich der hiſtoriſchen Entwicklung unſerer Sprache gemäß, daß man fordert: wir ſollten, obgleich wir anders ſprechen als im Mittelalter, doch ſo ſchreiben, wie die ſchwäbiſchen Ritter ſchrieben? Wir ſollen biegen, ligen, Dierne, Stirne, wenn nicht in der Ausſprache, doch in der Schreibung unterſcheiden? — Was ſchließt ſich conſequenter hieran, als daß wir auch muot mit uo ſchreiben, und Muth mit langem u ſprechen? Nur noch ein Schrittchen weiter, und wir werden ganz conſequent der mittelalterlichen Ueberlieferung gemäß min hus ſchreiben und mein Haus ſprechen. So gelangen wir zu der achtungswerthen Stufe, auf der die Engländer und Franzoſen ſtehen, von denen Anaſtaſius Grün ſingt:

— — — ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben,
Die anders ſchreiben als ſprechen, und anders leſen als ſchreiben!

Wir thäten übrigens dem grundgelehrten Altmeiſter der hiſtoriſchen Grammatik Unrecht, wenn wir ihm nachſagten, er wolle, daß wir anders ſchreiben, als ſprechen. Er hegt vielmehr die Ueberzeugung (Vorrede Col. XLIII.), daß, wenn wir uns einmal gewöhnt haben, das überflüſſige e in ligen, ſigen, vil, Trib, Zige ꝛc. ꝛc. wegzulaſſen, zugleich die reinere Ausſprache des organiſchen ie in dienen, lie-

ben, gießen wieder gewonnen würde. Dies heißt mit andern Worten, wir ſollen nicht bloß ſo ſchreiben, wie die ſchwäbiſchen Ritter, ſondern auch ſo ſprechen, wie ſie geſprochen haben. [7]) Heißt dies die hiſtoriſche Entwicklung einer Sprache, und die darauf geſtützte hiſtoriſche Begründung der Orthographie darlegen? Mit aller Achtung vor gründlicher Gelehrſamkeit kann ich doch nicht umhin, hier zu wiederholen, was ich im Eingange geſagt habe: Wer von der hiſtoriſchen Entwicklung unſerer Sprache einer ſolchen Vorſtellung ſich hingibt, der muß die Alleinherrſchaft des römiſchen Kaiſerthums, das auf die Republik folgte, als hiſtoriſch begründet anſehen durch die Alleinherrſchaft des Duodezſtaates, der das römiſche Königthum ausmachte.

9.

Dehnung durch h.

Gehen wir zu dem weitern Dehnungszeichen h über, ſo iſt es mit dieſem gegangen, wie mit ie. Wir haben jetzt noch in Süddeutſchland provinzielle Strecken, wo das h in mähen im Munde der Landleute ganz vernehmlich gehört wird, ja ſelbſt theilweiſe in ch ſich verſtärkt. — So ſchrieb man auch im Mittelalter unter Andrem hohen muot u. dergl. und dies h in hohen weist hin auf einen intenſirten Kehllaut wie hoch, wie ziehen Zucht, ſehen Geſicht u. ſ. w. (So iſt auch aus dem Mittelhochdeutſchen knëht, schaht, spëht Knecht, Schacht, Specht, aus lihte leicht, aus viuhte feucht, aus ehten ächten, aus rihten richten u. ſ. w. geworden). — Aus dem althochdeutſchen ahir, mittelhochdeutſch eher, bildete ſich Aehre, aus zahir Zähre, aus zehan, mittelhochdeutſch zehen, zehn u. dergl.

Aus Sprachunkenntniß nahm man nun in Wörtern wie zehn, Aehre das h für ein Dehnungszeichen, und in Wörtern wie ſehen, ziehen zugleich auch für einen Laut, der dazu diene, die beiden Silben zu verbinden. Dieſes Dehnungs-h

---

7) [„Wo man an der beſtehenden Orthographie ändert, da kann der Zweck dieſer Aenderung nur der ſein, die Schreibung der anerkannten Ausſprache der Gegenwart anzunähern, nicht aber, ſie davon zu entfernen." R. v. Raumer S. 21.]

trug man dann in andere Wörter. — Schon Luther ſchrieb mehr, ehre u. dergl., ſetzte aber das Dehnungs-h auch vor den Vocal wie rhümen, jhar, khün, thun. Die ordnenden Grammatiker haben die Schreibung des h vor dem Vocal verworfen, und es iſt nur noch in Rhein und in Rhede in dem jetzigen Gebrauch erhalten worden, und außerdem in Wörtern wie thun, Thal u. dergl., wovon unten die Rede ſein ſoll. — Es geſtalteten ſich nämlich bei Adelung für das Dehnungs-h zwei Regeln, die ſichern Boden haben, wenn wir die oben (Abſchn. 6) angeführten Wörter ausnehmen, welche in der Metrik bald kurz bald lang ſind. — Dieſe zwei Regeln heißen:

1. Die auf die Liquidä auslautenden langen Stammſilben nehmen ein h vor der Liquida im Auslaute an, wie fahl, lahm, Wahn, mehr.

2. Die auf einen Vocal (auch auf ä, ö, ü) auslautenden Silben, nehmen ein h an, wie nah, jäh, Weh, Vieh, froh, fröhlich, Schuh, blühen.

Um von der letzten Regel zuerſt zu reden, ſo wurde dieſelbe ſo allgemein feſtgehalten, daß die bald als Kürze bald als Länge erſcheinende Partikel ja (oben Abſchn. 6) durchaus ein h erhielt, wenn ſie in die ſtets betonte Silbe übergiug in bejahen. Wer übrigens jetzt das Schriftdeutſche richtig ſpricht, wird in bejahen kein h hören laſſen, ſo wenig als in mähen. Und die Anſicht der Grammatiker, daß in bejahen, ſtehen, gehen das h zugleich dazu diene, den Uebergang der beiden Silben zu bilden, iſt, für das Neuhochdeutſche wenigſtens, ungegründet. Wir haben keine ſolchen Zwiſchenlaute mehr in unſerer Sprache. Indeſſen ſoll in denjenigen der mit h jetzt ausgehenden Wörter, in welchen im Mittelhochdeutſchen ein die Silben verbindendes w ſich findet, nach der hiſtoriſchen Grammatik auch jetzt noch das h verbleiben. Demnach ſei Ruhe, ruhen von ruowe, ruowen zu ſchreiben. Wenn wir aber jenes mittelhochdeutſche w berückſichtigen wollen, dann müſſen wir's auch conſequent thun; wir müſſen von dem mittelhochdeutſchen triuwe Treue, frouwen Frauen, gerouwen gereuet, verhouwen verhauen u. dergl. m. auch Treuhe, Frauhen, gereuhet, verhauhen in unſere jetzige Schrei-

bung einführen. — Das praktisch Sichere, und das unserer jetzigen Aussprache — die die historische Entwicklung unserer Sprache uns zu erkennen gibt — Angemessenere wird die Adelung'sche Regel enthalten; und die historischen Grammatiker werden um so weniger zu hören sein, als ihnen die Consequenz abgeht für die Schreibung der Worte triuwe, frouwen u. drgl.

Was nun die erste oben angeführte Regel, das Dehnungs-h vor l, m, n, r, betrifft, so heißen diese Laute bei den alten Grammatikern Halbvocale [8]), und es ist deßhalb nicht so uneben, daß unsere Schreibung sich so entwickelte, daß die Vocale nebst den Halbvocalen ein h in jede stets betonte Silbe eintreten lassen, was bei den stummen Buchstaben und ihren Spiranten nicht stattfindet. — Wenn wir aber so weit in die Eigenthümlichkeit unserer Schreibung eingedrungen sind, so werden wir es derselben nicht als Willkür anrechnen, daß in Lob, oben, Bogen, Vogel, Bote kein Dehnungs-h ist (wie u. A. Vilmar in seiner Grammatik, 3te Aufl. S. 28 thut). — Daß jedoch auch in den mit Halbvocalen und Vocalen auslautenden Silben bei dem h eine gewisse Willkür unterlief, ist nicht in Abrede zu stellen. Wörter wie schwer, schmal, Blume hielt man für das Auge, dem die Schrift zunächst dient, in ihrer Hauptsilbe schon für distinguiert genug, um sich ohne weiteres Dehnungszeichen als Begriffswörter darzustellen. Daher unterblieb die Einschiebung des h in (stets betonten) Hauptsilben, die mit zwei oder mehr Consonanten anfangen, Flur, Spur, Scham [9]) u. a. —

---

8) Es ist dies aber kein willkürlich spielend gewählter Name, sondern jeder, der die Lautverhältnisse kennt, weiß auch, daß diese Buchstaben als Laute an und für sich weit vernehmlicher sind, als die sogenannten Mutä.

9) Daß man Pfühl, Pfuhl, Pfahl mit h schrieb trotz des pf, hat seinen Grund in der Eigenthümlichkeit dieses Lautes, der provinziell (außer Schwaben) nur als einfacher Laut p oder f sich kund gibt, und in der Schriftsprache diesen Charakter festhielt. Daß man kam von kommen ohne h schrieb, hängt mit dem Gesetze zusammen, daß die Flexionsformen die Form des Stammes möglichst beibehalten sollen (vrgl. unten Abschn. 10 sollten, konnten ꝛc. und oben Abschn. 8 stiehlt, stiehlst von stehlen). Dasselbe Gesetz begründet die Schreibung in

Hiezu kommt noch das ſchon oben erwähnte thun, das das in die Stammſilbe tu gehörige h voranſtellte. Von thun, [Schottel ſchreibt 1663 noch tuhn] Imp. that, bildete ſich das Subſtantiv That nebſt thätig u. ſ. w. Und gleich thun erhielten auch die auf Halbvocale ausgehenden ſtets betonten Begriffswörter das h nach dem Anlaut t: Thal, Thaler, Thor, Thüre, Thon [10]), und unregelmäßig Theil, theilen, Thier, Thran, Thron. Und als von blühen Blüthe, von drehen Drath, von nähen Nath u. drgl. ſich geſtaltete, ſo erhielt das t im Anslaut nach langem Vocal beinahe allgemein ein h. Dies wurde jedoch (z. B. in bethen, Bothe u. dergl.) wieder vertilgt, und hat ſich nur noch in Muth, Wuth, Noth, Loth, Rath, Fluth, Ruthe, roth im Gebrauch erhalten, ſo wie in Werth um die Länge zu bezeichnen, und in Wirth, was jedoch nur provinziell eine gedehnte Silbe hat.

[Andreſen (S. 21) bemerkt, daß Schottel Wirht und Tuhrn (für Wirth u. Thurm) geſchrieben habe, und daß beide Wörter in ober- und niederdeutſchen Mundarten gedehnt vorkämen. Indeſſen hat die Hannövriſche Conferenz (S. 11) in beiden Wörtern das h ausgeſtoßen, und R. v. Raumer ſtimmt bei. Ebenſo hält er übereinſtimmend mit der Conferenz die Schreibung Naht, Draht, Fahrt für richtiger als Nath, Drath, Farth. Ob es aber conſequent ſei, neben nähen und drehen das h in Naht und Draht zu erhalten, und neben glühen und blühen es in Glut und Blüte auszuſtoßen, oder ob nicht beſſer Gluth, Blüthe, Rath, Drath, Farth neben Wuth, Muth, Rath erhalten würde, dürfte in Erwägung zu ziehen ſein. — Und wenn in Demuth und Heirath nach dem Willen der Conferenz das th bleibt, ſo wird dies einen Einfluß üben, der ein Schwanken in der Schreibnng von Armut, Heimat, Zierat hervorbringt, in welchen Wörtern nur t ſtehen ſoll. Im Wörterbuch ſchreibt J. Grimm zwar auch Armut, allein in der Grammatik (II. Bd. S. 256, vom Jahre 1826) ſchreibt er Armuth, und

---

verlor, verloren, fror, gefroren u. drgl., deren Stamm frieren, verlieren durch das ie kein h hat. [Willkür von kiesen]

10) Man hat jetzt angefangen thum (in Reichthum ꝛc.) ohne h zu ſchreiben. Daß dieſe Silbe eigentlich ein Compoſitum bildet, hat Grimm nachgewieſen; und daß ſie daher ſtets als Länge galt, erhellt aus der Schreibung tuom im Nibelungenlied: rihtuome (Reichthume).

meint, es sei dies Wort auf gleichen Fuß mit Demuth, Großmuth im Neuhochdeutschen gestellt.

Daß die Conferenz in wahr, wahrhaft (vom alten wâr, mit langem a) das h erhalten, dagegen in bewaren, waren, gewar, Warzeichen (vom alten war, observatio, mit kurzem a) ausstoßen will, ist ein gelehrter Grund, der aber nicht ganz stichhaltig ist, weil ihn die Conferenz nicht consequent durchführte. Schon Schmitthenner hatte z. B. darauf aufmerksam gemacht, maln (molere) ein kurzes a, und mâlen (pingere) ein langes a in der alten Sprache haben. Gibt die ehemalige Quantität einen Grund zur Aenderung, so war eine solche auch hier vorzunehmen. Nichts desto weniger schreibt die Conferenz mahlen (molere) und malen (pingere). Wenn dieselbe des bestehenden Gebrauchs wegen hier nichts änderte, so wäre wohl auch in wahr und bewahren keine Aendrung nöthig gewesen. Allein man scheint Unterscheidungen wie Stadt und Statt im Auge gehabt zu haben. „Solche Unterscheidungen, sagt R. v. Raumer (S. 75 Note) sind großentheils nur eine unnütze Last, wo die hergebrachte Schreibweise sie uns aufnöthigt; neue einzuführen scheint mir gar nicht gerathen.“]

Bei allen jenen früher angeführten Feststellungen trifft die Grammatiker (namentlich Adelung) der Vorwurf, daß sie nicht auf die frühere Schreibung des Mittelhochdeutschen Rücksicht nahmen. Sie stützten sich nicht etwa darauf, daß z. B. in der alten Sprache das e in neman, nëmen kurz war, und daß deßwegen die Schreibung nemen statt nehmen nicht zulässig sei, weil die Stammsilbe in nehmen jetzt eine ganz andere Lautstellung habe, und durchaus gedehnt gesprochen werde; sondern sie sahen bloß auf die Lautstellung, die im Hochdeutschen oder Schriftdeutschen üblich geworden war, und suchten diese durch übereinstimmende Zeichen auszudrücken. Wenn dies Verfahren einen gegründeten Vorwurf verdient, so ist dagegen nicht zu leugnen, daß die daraus hervorgegangene Schreibung als vollendete Thatsache in der Blüthe unserer Literatur sich festgestellt und dadurch ein historisches Recht sich erworben hat.

Will man jedoch diese Behauptung nicht gelten lassen, so kann die Sache noch von anderer Seite her erwogen werden. Bei der genauen Ausprägung der Laute, die in der alten Sprache stattfand, setzte man in der Schrift kein Zeichen, das nicht auch in der lebendigen Zunge seinen Ausdruck fand. Wenn nun in ahir, eher das h einen vernehmlichen Laut hatte, wird es auch jetzt noch in Aehre gehört? — Es ist

hier gewiß so lautlos und todt wie in nehmen, zehren, gähnen. Wenn wir aber jetzt nemen, zeren, gänen schreiben, und wenn, wie es im Alt- und Mittelhochdeutschen geschehen ist, die Schrift das Abbild der lebendigen Laute der Sprache übereinstimmend darstellen soll, so haben wir keinen Grund, der in dem Laut der Worte läge, daß ein h in Aehre, zehn eingefügt wird. — Sollte aber gegen den lebendigen Laut der Sprache und gegen die übereinstimmende Darstellung desselben nur der erstorbene Buchstaben durch das traditionelle Recht Geltung haben, dann müssen wir consequent auch Muter statt Mutter schreiben, um dem mittelhochdeutschen muoter Genüge zu thun. — Da jedoch das Mittelhochdeutsche, wo wir jetzt eine gedehnte Silbe haben, vielfach eine kurze Silbe hatte und umgekehrt (vergl. nehmen, Mutter); da also die Lautverhältnisse unserer jetzigen Sprache ganz andere geworden sind, als sie früher waren: so werden wir auch die Schreibung jener alten Sprache nicht maßgebend für unsere jetzige ansehn dürfen. Ich bin daher der Ansicht, daß es für uns richtiger sei, den Gebrauch des Dehnungs-h, wie er sich festgestellt hat, auch ferner aufrecht zu erhalten, und möchte mir erlauben, den Altmeister Adelung selbst noch in dieser Sache reden zu lassen, welcher in seinem umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache (II. S. 742 f.) im Jahre 1782 sagte:

„Aber gesetzt, diese ganze Bezeichnung (der Silbendehnung) hätte jetzt nicht den mindesten begreiflichen Nutzen mehr, sondern wäre ein wahrer Ueberfluß, so ist es doch wahrlich der Mühe nicht werth, so viel Aufhebens über dieselbe zu machen, als mehrmals geschehen ist, und ein großes Register von Schmähungen zu erschöpfen, um sie verhaßt und verächtlich zu machen. Sie würde, wenn sie auch keinen Nutzen hätte, in das Gebiet des Schreibgebrauchs gehören, welcher ohne Noth nicht verletzt werden darf. Da sie seit so langer Zeit allgemein ist, so hängt die möglichst leichte Verständlichkeit für das Auge großentheils mit von derselben ab, und die Beförderung derselben ist schon Nutzens, und folglich Grundes zur Beibehaltung genug."

„Schreib wie die Andern", ist nach Ph. Wackernagel das einfachste und richtigste Grundgesetz der Orthographie. — Aber wie weit entfernt hievon, und von dem obigen Mahnrufe Adelung's wäre die Schreibung der neu historischen Grammatik in der poetischen Geschichte der zwei unschuldig Liebenden, welche iemer im erker des fensters ferker pflegen one ale trucrede, e iemant ire stile neigunc ferstet odder filmer andet, so dasz täclich die ferenlichunc irer gefüle wäxt unt iede ferschitenheit des wolens inen apget.

Wenn wir nicht nach dem Jahre 1848 lebten, so könnte man hierüber auszusprechen veranlaßt sein, was Georg Justus Schottel anno 1663 gegen die oberflächlichen Sprachlehrer zu sagen sich erlaubte:

„Es solte billig jede Obrigkeit acht geben lassen, daß solche Schlüngelgekke jhre Brüte für sich vielmehr behalten, als durch öffentlichen Trukk, was für Spracherfahre Helden sie sind, kuntmachen könnten."

[R. v. Raumer, der jeder überflüssigen Neuerung nicht geneigt ist, will das Dehnungs-h nur in solchen Fällen ausgelassen sehen, wo bereits jetzt der Gebrauch schwankt, wie gären, gebären u. drgl. — Auch erklärt er (S. 33) die Quantitätsbezeichnung in nehmen und kommen für einen Vorzug, der von praktischem Nutzen sei sowohl für Fremde, welche Deutsch lernen, als für Deutsche der verschiedenen Mundarten. — Aber S. 34 sagt er ferner: „Sollte man eine neue Orthographie auf die Grundlage der hergebrachten errichten, so würde man besser thun, die Bezeichnung des kurzen Vocals betonter Silben durch Verdopplung des darauf folgenden Consonanten beizubehalten und durchzuführen, für den langen Vocal aber nur die Regel zu geben: nach langen Vocalen wird der Consonant einfach gesetzt." — „Eine gute Rechtschreibung (heißt es S. 72) trachtet nicht bloß darnach, die Laute überhaupt möglichst streng wieder zu geben, sondern sie sucht dies auch mit den einfachsten und sparsamsten Mitteln zu thun." Und daraus ergibt sich dann S. 74 die bestimmt formulierte Regel: „Vor einfach geschriebenen Consonanten ist der Vocal betonter Silben lang", wie in schlafen, sagen, laben, treten. Doch hält R. v. Raumer es nicht für rathsam, die Schreibung nemen, wänen, stelen in einer Schule eines einzelnen deutschen Landes einzuführen. Ich möchte aber fragen: Wenn die Zweckmäßigkeit einmal so weit anerkannt ist, als dies in dem oben Gesagten geschehen, was soll uns abhalten das Zweckmäßige zu verwirklichen und einzuführen? Hiermit hat Herr v. Raumer offenbar zu viel oder zu wenig zugestanden.

Wir wollen uns nicht daran halten, daß Beiſpiele wie ſchlafen, laben, treten gar nicht in den Kreis des Dehnungs-h fallen, oder Analogien für dasſelbe darbieten. Allein es möchte wichtiger ſein, daß die Regel, welche Herr v. R. für die langen Vocale betonter Silben aufſtellt, deßhalb nicht ſo leicht ſein wird, weil die betonte Silbe nicht ſo leicht zu erkennen ſein möchte. Wie werden wir beſten (optimum) von beſten (constare) unterſcheiden? [11]) wie hingen von hängen und von hingehen, wie beſen (beſehn) und Beſen? verſen (verſehn) und Verſen u. drgl. Und wenn wir Formen nehmen, wo auf den langen Vocal zwei Conſonanten folgen, wie beert, verert, verkert, oder wo die betonte Silbe zuſammenfällt mit der vielgebrauchten Flexionsendung et, wie verſtet, verget (etwa in einem Satze neben brüſtet, rüſtet), ſo werden wir auf Schwierigkeiten ſtoßen. Es wird ſich daher eine ſolche Regel leichter ausſprechen als befolgen laſſen. Und einerſeits würde jene kosmopolitiſche Idee, wornach man durch Einführung der lat. Schrift den Ausländern das Deutſche zugänglicher machen will, nicht gefördert ſein, da die Ausländer mit dem Auffinden der betonten Silbe nicht ſo leicht zurecht kommen werden; anderſeits aber würden die hiſtoriſchen Grammatiker zwar nemen, wänen ſchreiben, aber in erwähnen, ſo wie in Aehre, Zähre müßten ſie, wenn ſie conſequent ſein wollen, das h behaupten. Ob R. v. Raumer auch liben neben laben, ligen neben ſagen ſchreiben will, darüber hat er ſich nicht ausgeſprochen, es würde ſich aber conſequent aus ſeiner Regel ergeben. Uebrigens beruht dieſe Regel des Herrn v. Raumer auf dem Grundſatze, den er in der zweiten Abhandlung (S. 58) ausſpricht: „Die Grammatik iſt nicht genöthigt, an denſelben Schriftzeichen feſtzuhalten, deren ſich die überlieferte Schreibweiſe zur Bezeichnung ihrer Laute bedient; vielmehr ſteht es der Grammatik zu, dieſelbe durch zweckmäßigere zu erſetzen.“ Hierbei fragt ſich zunächſt, was das Zweckmäßige iſt. Wolke iſt auf dieſem Wege dahin gekommen, fliz für fliehts zu ſchreiben. Doch ohne dieſes Extrem werden wir alſo nach dem Zugeſtändniſſe Raumers das h aus der Stammſilbe ehr (in verehren) ausſtoßen; wir werden nach der Forderung Grimm's f für v ſetzen, und werden uns ſo alsbald im Beſitz der Schreibung ferertesz (ferertesz) ſehen, welche die hiſtoriſche Schule ſelbſt für eine beleidigende Form erklärt (ſ. oben Note 4 S. 26), von der ſie mit Mißfallen ſich abwendet. Indeſſen durch Gewohnheit

11) Man pflegt zu entgegnen: dies ergibt ſich Alles von ſelbſt aus dem Sinne des Satzes. Zu dieſem Ende lege ich den Satz vor: „Dem Beſten dieſes Vereins edler Männer droht Gefahr“; und frage, ob hier nicht eben ſo gut Beſtehn als Beſten (optimo) gedacht werden kann?

ſchleift ſich Alles ab; was jetzt beleidigt, kann in hundert Jahren mit Wohlgefallen angeſchaut werden. Doch hier dürfte es am Platze ſein, nochmals auf das Hinzuweiſen, was ich als die hiſtoriſche Berechtigung unſerer jetzigen Rechtſchreibung angeſehen wiſſen möchte. Man hat jetzt bekanntlich angefangen, die Schriften Leſſings, der eine der Hauptſäulen unſerer Literatur iſt, nach den Originalen ſeiner eignen Handſchrift herauszugeben. Wenn nun das deutſche Volk noch fort und fort einen Lebensfaden in der Geſchichte behält, und wenn man etwa nach 600 Jahren mit ſo viel Ernſt und Eifer auf das Studium Leſſing's, Göthe's, Schiller's ꝛc. ſich verlegt, als man in den letzen Decennien auf die mittelhochdeutſchen klaſſiſchen Werke verwendete, und es finden ſich bis dorthin noch Exemplare mit der Orthographie, welche Leſſing, Göthe, Schiller ſelbſt befolgten, oder in welcher wenigſtens mit ihrer Zuſtimmung zu ihren Lebzeiten ihre Werke gedruckt wurden, was wird ein Carl Lachmann jener Zeit thun, wenn er Leſſings Laokoon oder Nathan, Göthe's Fauſt oder Iphigenia in einer neuen Ausgabe für Kenner veröffentlichen will? — Ich meine: wenn auch die Orthographie der Zukunft, welche Grimm in Ausſicht ſtellt, ihre Vollendung erlangt hat, (wenn man längſt filvissend ſtatt vielwiſſend ſchreibt), ſo wird ein Carl Lachmann der Zukunft doch auf das zurückkehren, was das geſchichtlich Echte iſt; was Leſſing ſelbſt und Göthe ꝛc. ſich angeeignet hatten.

Man wird dies ſchon thun aus Achtung für das Hiſtoriſche, man wird es aber, grade wenn die Grimm'ſche Schule recht gedeiht, auch aus andern Gründen zu thun veranlaßt ſein. Wenn man nämlich nach Möller's Theorie nemen und komen, muter und guter zu ſchreiben gewohnt iſt, ſo werden die Provinzen, die jetzt noch das kurze e in nemen, und das lange u in muter in ihrer Mundart haben, nicht mehr gehalten ſein, dieſe Wörter ſo auszuſprechen, wie die jetzige Schriftſprache nach ihrer Schreibung es verlangt, ſondern ſie werden auch für die Schriftſprache in das Provinzielle, das auch ſchon im Mittelhochdeutſchen galt, zurückfallen (wie es Grimm für die Ausſprache von dienen erwartet). Ebenſo erginge es, wenn man nach der allgemeinen Forderung der hiſtoriſchen Grammatiker ligen (ſt. liegen), Stifel (ſt. Stiefel) ſchriebe, welche Wörter jetzt noch in den Mundarten mit kurzem i erſcheinen. Um dieſer unechten Ausſprache zu begegnen, wird der gründliche Sprachkenner für die Zeit Leſſing's und Göthe's wieder nehmen und Mutter, liegen und Stiefel zu ſchreiben veranlaßt ſein. Denn es würde durch jene Schreibungen der hiſtoriſchen Grammatiker in ähnlicher Weiſe eine Umgeſtaltung unſerer deutſchen Schriftſprache erwirkt werden, wie ſie R. v. Raumer in der Schreibung Ber für Bär, Wirde für Würde (was wir unten ſehen werden), bekämpft. Und daß der kritiſche Wiederherſteller unſerer Klaſſiker und ihrer echten

Form auch wieder *ſchwören*, *lügen* u. ſ. w. ſtatt des *Weinhold*ſchen *ſchweren*, *liegen* ſchreiben wird, iſt wohl nicht im mindeſten in Zweifel zu ziehen.

Und wenn das deutſche Volk einſt nicht mehr iſt, wenn es nur noch in der Weltgeſchichte durch ſeine Literatur fortlebt, und unſre Sprache iſt eine todte geworden, wie dann? — Wenn von *Schiller* aus den ſechzig Tauſend Exemplaren in Schillerformat nur noch ein einziges übrig iſt, und die andern alle nach *Grimms* Orthographie der Zukunft gedruckt ſind, wird ein von einem Kenner veranſtalteter neuer Abdruck dennoch auf jenes eine, echte, zurückkehren.

Soll ich dieſe Unterſtellungen noch weiter ausführen? — Wenn gar kein echtes Exemplar von unſern echten Klaſſikern vorhanden ſein wird, ſondern nur ſpätere mit verfälſchter Orthographie, dagegen, wie ſchon manchmal das Geſchick wollte, andre Schriften von unbedeutenden Autoren der *Göthe*'ſchen Zeit nebſt hiſtoriſchen Traditionen von Grammatikern über die Orthographie dieſer Zeit; ſo könnte möglicher Weiſe ein Payne Knight aufſtehen, der einen Fauſt Göthe's mit beſſerem Erfolg herzuſtellen vermöchte, als *Homer*'s Werke herzuſtellen verſucht wurden.

Wenn man dieſen Betrachtungen nicht abſpricht, daß ihre Verwirklichung im *Bereiche der Möglichkeit* liege, ſo wird man auch nicht abſprechen können, daß die jetzige Schreibung unſerer Klaſſiker in der *Wirklichkeit eine hiſtoriſche Berechtigung* hat.

Kurz, unſere jetzige Orthographie, die ſich aufs engſte an unſere klaſſiſch vollendete Literatur anſchließt, hat ein hiſtoriſches Recht zu beſtehen, wie ſie beſteht. Und wenn ſie von Grimm und ſeinen Schülern auch verdrängt wird, ſo wird ſie dieſes hiſtoriſche Recht dennoch behaupten, ſollte es auch erſt in ſpäten Zeiten geſchehen, in denen die Meiſterwerke unſerer Literatur noch fortleben. Aber die hiſtoriſche Schule entwürdigt ihren Namen, oder verdient ihn nicht, wenn ſie das hiſtoriſch Beſtehende als ein Nichts achtet, welchem ſie erſt Form zu geben berufen zu ſein wähnt.]

10.

Verdopplung der Conſonanten.

Ebenſo unſtatthaft als die Dehnung durch **h** und durch **e** in **ie** hält die hiſtoriſche Grammatik auch *die Verdopplung der Conſonanten* zur Bezeichnung geſchärft ausgeſprochener Silben oder — wie ſie es nennt — kurzer Vocale. Sie theilt ſich in den Anſichten hierüber, indem einige nur da eine Verdopplung geſtatten wollen, wo dieſelbe aus Aſſimilation hervorgegangen iſt, wie *Lamm* aus lamb, *Elle* aus elina,

elna (ulna); [12]) andre aber die Verdopplung nach dem Mittelhochdeutſchen nur da gut heißen, wo dieſelbe zwiſchen zwei Vocalen ſteht, wie himmel, mannen (aus man), snelle neben snel (ſchnell).

In dem Mittelhochdeutſchen war nämlich zur Bezeichnung kurzer Vocale die Verdopplung der Conſonanten ziemlich allgemein und conſequent mit dem Grundſatze durchgeführt, der ſich auf die Ausſprachsfähigkeit der Zunge ſtützte,

1. daß der verdoppelte Conſonant nur zwiſchen zwei Vocalen ſtatthaft ſei: him-mel, man-nen, snel-le;

2. daß ein verdoppelter Conſonant am Ende eines Wortes nicht ausgeſprochen werden könne, und deßhalb unſtatthaft ſei, daher man neben mannen, snel neben snelle;

3. daß ein verdoppelter Conſonant der Stammſilbe auch dann nicht mehr ſtattfinden könne, wenn er in Beugungsformen aufhört zwiſchen zwei Vocalen zu ſtehen, weil er alsdann ebenfalls nicht mehr könne ausgeſprochen werden; z. B. brennen, brante (nicht brannte).

Daß die Verdopplung der Conſonanten bloß durch Aſſimilation begründet ſein ſolle, iſt eine an ſich irrige Anſicht. Sie tritt in der organiſchen Entwicklung der Sprache auch da hervor, wo eine Silbe gehoben oder verſtärkt, d. h. mit verſtärkten Lauten ausgeſprochen werden ſoll. Dies läßt ſich z. B. aus dem Griechiſchen nachweiſen, wo man aus καθαρός das Verbum καθαίρω bildete, indem man das α der vorletzten Silbe durch den Diphthongen αι verſtärkte, und dann eine gleichmäßige Verſtärkung auch in ποικίλλω von ποικίλος und ἀγγέλλω

---

12) Wenn Herr Möller auch in Elle die Verdopplung anerkennt, ſo verwirft er ſie aber in ſchnelle (snelle), weil kein Zeichen der Schrift zur Bezeichnung der Länge oder Kürze nach ſeiner Anſicht verwendet werden ſoll. Dagegen ſchreibt er wellt (Welt), weil es von worlt ſich bildete, was im Wetterauer Dialekt noch üblich iſt, ſo daß alſo r nicht, wie J. Grimm meint, ausgefallen ſein könne. — Er verwirft zugleich mit dieſer Verdopplung vor t das Geſetz der mittelhochdeutſchen Schreibung, das im Folgenden (bei brante) angeführt iſt. — Ferner verwirft Möller die Aſſimilation des j in Wörtern, wie hanja (Henne), die Andere anerkennen, und will deßhalb nur hene neben han (der Hahn) geſchrieben wiſſen ꝛc.

von ἄγγελος durch Verdopplung des Consonanten erzielte (vrgl. χαλέπτω von χαλεπός). — Wenn nun die Griechen oft im Anlaute zwei Consonanten, wie κτ, πτ haben, die wir nicht haben, so können aber bei ihnen durchaus nie (außer in ψ) zwei Consonanten — also auch kein verdoppelter Consonant ποικιλλ, ἀγγελλ — ohne vocalische Endung im Auslaute eines Wortes erscheinen. Bei uns ist es anders (vrgl. Hand, verſcheukt, Trunk, Schwung und unzählige andre). — Und wenn wir z. B. von wir greifen das Impf. wir griffen [13]) bilden, so heißt davon die Singular-Form: ich griff. — Daß wir indeſſen in „ich griff" das ff in der Schreibung beibehalten, nennt die hiſtoriſche Grammatik eine Pedanterie, weil nach der oben angeführten Regel des Mittelhochdeutſchen der verdoppelte Vocal im Auslaute nicht könne ausgeſprochen werden, und deßhalb gleichſam nur wie ein Accent der Silbe daſteht. — Wenn ſich jedoch in Wörtern wie brante (von brennen) gleichſam ein Hiatus zwiſchen n und t in der Ausſprache wahrnehmen ließe, ſo dürfte dies aber durchaus nicht der Fall ſein in himmel, mannen u. drgl., ſo daß zwei m oder n vernehmlich würden. Wir ſprechen ebenſo wenig him-mel als himm-el, ſondern betonen bloß das i ſchärfer vor mm und heben ſo die Silbe, indem wir Haupt- und Nachſilbe in einem weg ohne Hiatus ausſprechen.

Geſetzt dieſe Anſicht wäre unrichtig, und die Verdopplung des Conſonanten im Auslaut müßte bloß als Pedanterie angeſehen werden, ſo läßt ſich in dieſer Hinſicht bemerken:

1. Das Geſetz, daß die Stammſilbe des Wortes in den Flexionsformen desſelben möglichſt genau beibehalten wird, und daß die Flexionsformen in ihrer ſpeciellen Beugung (griffen, griff) auch miteinander übereinſtimmen, iſt in der jetzigen Entwicklung unſerer Sprache ein ganz allgemeines geworden, das in allen Richtungen ſo durchgreifend und conſequent hervortritt,

---

13) Das Mittelhochdeutſche bildete von dem Präſens wir grîfen (mit langem i) das Imperf. wir greifen, und verſtärkte den einfachen Präſens-Stamm durch einen Diphthongen, wie wir jetzt den Stamm des Imperf. verſtärken oder heben durch Verdopplung des Conſonanten (wir griffen).

daß es dadurch auch eine geſetzliche Geltung erlangt hat und ſie verdient.

2. Es läßt ſich nachweiſen, daß dies Geſetz auch auf der jetzigen Entwicklungsſtufe unſerer Sprache ein zweckmäßiges oder nothwendiges iſt.

In Betreff des erſten Punktes zeigt ſich die Allgemeinheit dieſes Geſetzes nicht bloß in der Verdopplung der Conſonanten bei griff, griffen, und bei brannten von brennen, hallten von hallen u. drgl. mehr, ſowie in ſchlimm, ſchlimmſter, ſchnell, ſchnellſte; ſondern auch in der Beibehaltung des d in wandte, ſandte ꝛc., während im Mittelhochdeutſchen d hier ausfällt; und außerdem in der Bezeichnung des Umlautes a durch ä, der mittelhochd. in e überging; ferner darin, daß wir die Verhärtung des Auslautes aufgehoben haben, und ſo die Caſus obliqui ꝛc. mit dem Nominativ gleichmäßig geſtalten. Statt hant hende ſchreiben wir Hand Hände, ſowie Wand Wände, Vater Väter, kalt kälter, gab gäbe ꝛc.[14])

In Betreff des zweiten oben erwähnten Punktes läßt ſich für die Zweckmäßigkeit dieſes Geſetzes darauf hinweiſen, daß bei der Entwicklung unſerer Sprache die Flexionsformen derſelben ſich ſehr verflacht haben, und es deßhalb um ſo geeigneter iſt, den Stamm, an den die flachen Flexionen ſich anſchließen, in den Formen derſelben feſtzuhalten. So z. B. war die Endung der 3. Plur. im Präſens mittelhochdeutſch ent, und im Imperf. en; jetzt heißen beide Formen en. Schreiben wir nun nach der hiſtoriſchen Grammatik sie halten, ſo gibt

14) Vilmar ſagt in den Anfangsgründen der deutſchen Grammatik unter Anderm: in Erbe, Henne u. a. iſt die wenn auch nahe liegende Erinnerung an das urſprüngliche a erloſchen; in wählen, zählen, Glätte, Härte, und in den umlautenden Pluralen Hände, Wände, ſowie in den Comparativen kälter, ärmer, band man ſich pedantiſch an das noch vor Augen liegende a. Grimm (deutſche Gramm. 3. Ausg. S. 219) nennt es eine falſche Affectation, den Vocal in Wände (parietes) anders lauten zu laſſen als in wenden (vertere). Daß Herr Möller dagegen an dieſer Pedanterie keinen Anſtoß nahm, ſondern den üblichen Auslaut von a und ä beibehielt, ergibt ſich ſchon aus den von ihm angeführten Proben; nur in einigen Wörtern, wie ähnlich, will er e herſtellen und enlich geſchrieben wiſſen.

uns die Flexionsendung nicht mehr die Unterscheidung des Präsens von halten und des Imperfects von hallen (vrgl. schelten von schelten oder schellen, walten von walten oder wallen u. drgl.); und dazu kommt noch, daß diese Unterscheidung im Mittelhochdeutschen dadurch nicht wenig erleichtert war, daß überaus viele Wörter noch die starke Conjugationsform hatten, die sich jetzt in die schwache verflacht haben.[15]) (Grimm selbst bemerkt irgendwo in seiner Grammatik, daß berge (abscondat) von bärge (absconderet) jetzt nicht mehr die klare Unterscheidung gewähre, wie ehemals berge und bürge). — Außerdem entspricht diese Erscheinung derjenigen Lautstellung, die sich mit der jetzigen Entwicklung unserer Sprache festsetzte (und worin die richtig Sprechenden Väter und Veter, kälter und kelter unterscheiden, ohne, wie Jac. Grimm, eine falsche Affectation darin zu sehen); und abgesehen davon, daß sie durchaus in die deutsche klassische Literatur eingetreten ist und dadurch ein historisches Recht erworben hat, befriedigt sie auch mehr die Bedürfnisse unserer Zeit, in der nicht bloß poetische Ritter und gelehrte Mönche, sondern Jeder schreiben will und soll.

Wollten wir aber jetzt bloß an die historischen Grammatiker uns halten, so kämen wir in Rathlosigkeit, da sie, wie schon im Eingange dieses Abschnittes erwähnt ist, unter sich selbst nicht einig sind. — Und wenn wir z. B. nur darauf sehen wollten, was Grimm im Wörterbuche bietet, so schreibt er bann (proscriptio), ball (pila) u. drgl., und scheint daher die Verdopplung im Auslaute (gegen den alten Gebrauch von man, mannes) zu billigen. Doch thut er dies nicht allgemein, denn er schreibt auch bas (aus dem ital. basso), ohne Verdopplung, wovon jedoch aus Göthe „des Basses Grundgewalt" mit

15) [Wenn man also, wie Herr Weinhold rühmt, „an das innere Leben der Sprache die Orthographie anknüpfen" will, und „Ehrfurcht hat vor ihr als vor der Schöpfung des ewigen Geistes" (Rechtschreibung S. 24), wenn man „nicht das Alte wieder einführen", sondern eine Rechtschreibung aufstellen will, welche zugleich „die Fortentwicklung unserer Sprache treu berücksichtigt (ibid. S. 2)"; so geziemte es doch wohl einer solchen Treue, auch auf Nüancen der Entwicklung zu achten, wie die eben erwähnten sind.]

Verdopplung im Innlaut angeführt wird, [16]) — ferner Begrif, Begriffes. — Von bannen ſchreibt Grimm bannte, gebannt mit Verdopplung, ebenſo von bellen billt; allein von betreffen ſchreibt er betrift (ohne Verdopplung). Ueber die Abweichung in billt und betrift u. drgl. muß uns wohl die Bemerkung (Grammatik 3. Ausg. S. 215) Aufſchluß geben, daß vor ſ und f ſich gewöhnlich die ehemalige Kürze erhalten habe, weßwegen J. Grimm schif schiffes, bas basses ſchreibt (nach Vorrede zum Wörterb. Col. LIX ſoll ff für phph ſtehen!) — Ob nun aber Jac. Grimm auch für die Zukunft dieſe Vermeidung der Verdopplung im Auslaut nur auf ſ und f zu beſchränken gedenkt, oder ob er für eine entſprechendere Zeit auch ban, bannes, nach dem alten Gebrauche man, mannes u. ſ. w. anbahnen will, iſt nicht zu erſehen. Und ſo finden wir alſo bei ihm nur Schwankendes, keinen feſten Halt.

Eine feſte Richtſchnur kann kein Sprachlehrer geben, der das, was er als das Richtigere erkannt hat, nicht darzuſtellen wagt, und deßhalb der conſequenten Entſchiedenheit um ſo mehr entbehrt, als er einerſeits mit dem Beſtehenden nicht ganz brechen will, und anderſeits doch gegen das Beſtehende Neues einzuführen, um Andres anzubahnen, Bedacht nimmt.

Sehen wir aber ganz davon ab, ob die oben gegebene Rechtfertigung der Verdopplung der Conſonanten völlig begründet iſt, und betrachten nur die hiſtoriſche Entwicklung derſelben, ſo ergibt ſich Folgendes:

Grimm hat aus dem Gothiſchen, wo ſie außer der Aſſimilation höchſt ſelten iſt, einige Beiſpiele der Verdopplung nach kurzen Vocalen nachgewieſen, z. B. suamm (Schwamm) Matth. 27, 48., ſelbſt auch für ss im Auslaut (Vorrede Col. LIX). — Im Althochdeutſchen zeigt ſie ſich mehrfach und wird im Mittelhochdeutſchen allgemein nach kurzen Vocalen, doch meiſtens nur im Inlaut. Daß ſie aber auch im Auslaut nicht

16) Wenn J. Grimm ſich hierbei auf lateiniſche Wörter ſtützen will (Vorrede Col. LIX), ſo dürfte zu beachten ſein, daß die latein. Wörter (außer as, assis), nämlich os, ossis, mel, mellis u. drgl. im Nominativ eine andere Quantität als in den mit verdoppelten Lauten verſehenen Caſibus obliquis haben.

völlig unterblieb, beweiſen Beiſpiele wie roſſ und roſs, die in der Laßbergiſchen Handſchrift des Nibelungenliedes (z. B. Str. 942 u. 965) vorkommen. — Nach der Blüthezeit der mittelhochdeutſchen Poeſie trat maßloſe Ueberhäufung der doppelten Conſonanten in blinder Willkür ein. Man ſchrieb oder druckte im fünfzehnten Jahrhundert ſelbſt unnd (vnnd), innſel, millt (ſtatt mild) u. drgl. Bei Luther findet ſich ſcharff, tapffer, Volck, Danck, Werck, Stoltz, Geitz, ziſſchen, rauſſchend; bei Flemming noch auff, offt, binn, Schlaaff, blooſſer u. drgl. — Dieſe maßloſe Verdopplung wurde nach und nach dahin geregelt, daß ſie ganz unterblieb in gedehnten Silben (nach langen Vocalen oder nach einem Diphthongen), wie Schlaf, Geiz, auf, greifen; nach andern Conſonanten hinter dem Vocal der Silbe, wie ſcharf, Werk, Stolz u. ſ. w. — Nur unmittelbar nach einem geſchärft ausgeſprochenen (oder kurzen) Vocal ſtellte ſie ſich im Auslaut der Silbe feſt bei den Liquidis (l, m, n, r), bei den Mutis (p, k, t und f), ſowie auch bei ſ und z, und blieb hier im allgemeinen Gebrauch.

Und dieſe in unſere klaſſiſche Literatur eingeführte Schreibung wird auch jetzt noch als die richtige feſtzuhalten ſein, weil ſie den Lautverhältniſſen unſerer Sprache und der lebendigen Ausſprache des Neuhochdeutſchen conform iſt.

11.

Vocaliſation.

Ein anderer ſchwerer Vorwurf trifft von Seiten der hiſtoriſchen Grammatik unſere jetzt übliche Schreibung in Bezug auf die Vocaliſation der Wörter. Wenn auch nicht alle hiſtoriſchen Grammatiker, wie Herr Ph. Wackernagel im Programme thut: eine gänzliche Umgeſtaltung der Vocaliſation verſuchen, weil unſre jetzige Vocaliſation oberſächſiſch ſtatt ſchwäbiſch ſei, wie ſie eigentlich ſein ſollte, ſo ſtimmen ſie doch darin überein, daß wir in vielen Wörtern ſolche Vocale eingeführt hätten, die ganz von dem Mittelhochdeutſchen abwichen. Dahin gehört z. B., daß wir, wie zum Theil ſchon oben erwähnt iſt, lügen, Würde, ſtatt liegen, Wirde, daß wir Kiſſen, Mieder ſtatt Küſſen, Müder, daß wir Hölle, Löffel, Löwe, löſchen, ſchöpfen, Geſchöpf, ſchwören, zwölf

mit ö ſtatt mit e, daß wir Bär ſtatt Ber u. ſ. w. ſchreiben. (Von Hände, Wände, kälter ꝛc. ſtatt Hende, Wende, kelter, war auch ſchon früher die Rede.)

Mag es nun ſein, daß wir durch Lug und Trug oder durch falſche Ableitung zu unſrem jetzigen lügen, ſchwören verleitet wurden, oder daß die oberſächſiſche Mundart uns den Löwen und Bären u. ſ. w. gebracht hat, ſo iſt aber bei all den oben angeführten Wörtern ſo wenig ein Schwanken in der Schrift und in der Ausſprache — wie es etwa bei betriegen, verdrießlich noch vorkommt —, daß Niemand, der das Hochdeutſche jetzt ſpricht, von der Wirde des Königs, von der Kraft des Lewen, von den Geſchepfen der Erde u. ſ. w. zu reden ſich wird einfallen laſſen.[17])

Aber ſollte es wirklich für die Ohren der hiſtoriſchen Grammatiker erquicklich ſein, wenn z. B. der alte Reding auf der Bühne in Schiller's Wilhelm Tell, in der feierlich ernſten Stille der Verſammlung auf dem Rütli, ausriefe:

„So ſchwer' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen!"

Wir andern wollen aber doch wohl, daß der alte Reding:

So ſchwör' ich

ſpricht, wie auch Schiller geſchrieben hat. —

In's Lächerliche könnte die ernſte Scene in Schiller's Räubern fallen, wenn ein Schauſpieler als Franz Moor, der dem alten Diener ſeinen ſchrecklichen Traum erzählt, und von dieſem die Antwort erhält: „Träume kommen von Gott. Ich will für euch beten;" mit zürnendem Affect ausrufen würde:

„Du liegſt, ſag ich, — lauf, ſpring, ſieh wo der Paſtor bleibt!"

Aber nach den „Feinhaiten", die uns bereits Herr Ph. Wackernagel bietet, und nach dem, was von andern Vertretern der hiſtoriſchen Grammatik geboten wird, läßt ſich erkennen, daß, was man ſonſt von dem Usus ſagte:

---

17) Daß Herr Weinhold ſich dahin erklärt, daß es leicht ſei in Müder, Lewe, Leffel, zwelf, ſchepfen, ſchweren u. a. den alten Laut wieder herzuſtellen, iſt ſchon oben bemerkt. Gleiches verlangt Hr. Dr. Möller. Doch Ph. Wackernagel ſchreibt im Programm noch Schöpfer.

Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, bei den hiſtoriſchen Grammatikern nichts mehr gelten ſoll. — Oder ſollen wir etwa du liegſt, ich ſchwere nur ſchreiben, und du lügſt, ich ſchwöre ſprechen, „wie's Frankreichs Söhne treiben, die anders ſchreiben als ſprechen, und anders leſen als ſchreiben?" —

Ich will die Sache nicht in das Einzelne verfolgen, nur Eines ſei bemerkt, um auf gewiſſe Conſequenzen hinzuweiſen. Aus dem althochdeutſchen ahir, wird mittelhochdeutſch eher; und es iſt bekannt, daß das a im Mittelhochdeutſchen ſo wie im Althochdeutſchen in e ſtatt in ä umlautet. Wir ſchreiben daher nach dem urſprünglichen a jetzt Aehre, indem wir den im Neuhochdeutſchen üblichen Umlaut des a in ä beibehalten. Sobald wir aber mit Herrn Dr. Möller die Umlautung des a in ä für das Neuhochdeutſche nicht verwerfen, und mit ihm auf die urverwandten Sprachen zurückgehen, ſo wird als die grundrichtige Schreibung aus dem Gothiſchen tvalif nicht zwelf, ſondern zwälf erſcheinen. Auf unſere jetzige Ausſprache kommt es ja nicht an, wie die Lehren der hiſtoriſchen Grammatiker allerwärts zeigen. Und wie lange wird es dauern, daß die Bemerkung Jac. Grimm's, daß wir jetzt König ſtatt küinig ſchreiben, nicht auch bei einem radical reformierenden hiſtoriſchen Grammatiker, welcher den Herrn Dr. Möller hinter ſich läßt, die Vorſchrift hervorruft, daß die richtige Schreibung küinig, nicht König ſei? — Wären die hiſtoriſchen Grammatiker nicht inconſequent, ſo hätten ſie dieſe Forderung ſchon aufſtellen müſſen. — Aehnliches ließe ſich noch mehrfach nachweiſen. [18]).

Wer einmal die beſtehende Uebung des Sprachgebrauches verläßt, befindet ſich alsbald auf ſchwankendem Kahn in unſtätem Wogenſpiele, und wird kein erkleckliches Ziel erreichen.

---

18) Bei den Anlauten ſchw, ſchl, ſchm, ſchn hört man jetzt noch in norddeutſcher Mundart bloß ſw, ſl, ſm, ſn; und bei den Anlauten ſt und ſp hört man im Süddeutſchen ſcht, ſchp. In allen dieſen Lautverbindungen hat das Mittelhochdeutſche bloß ein einfaches s. — Die Conſequenz wird alſo dahin führen, daß wir ſwer, ſlagen. ſmerz, ſnelle, ſo wie ſtehen, ſprechen ſchreiben. Dies wird der Zukunft vorbehalten ſein; und wenn nach J. Grimm v für w eintritt, ſo ſchwört der alte Reding nicht mehr, ſondern er svert.

[Gegen jene Lautveränderungen in Wörtern wie Bär, Würde, Licht ꝛc. bemerkt R. v. Raumer S. 24: „Sind wir zu der Annahme gezwungen, daß die Aussprache dieser Wörter sammt ihrer Schreibung in der angegebenen Weise verändert werden soll, so handelt sichs gar nicht mehr um eine Verbesserung der Rechtschreibung, sondern um eine fundamentale Umgestaltung unserer seit mehr als hundert Jahre gültigen Schriftsprache. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es die Sache der Schule sein kann, eine solche Umgestaltung der gebildeten Sprache, unter dem Titel einer verbesserten Rechtschreibung durchzuführen. Wir wollen nur fragen, wo diese Umgestaltung eigentlich ihre Grenze finden soll. Eine Menge von Dingen, die nach Hrn. Weinholds Grundsätzen ebenfalls eine Umänderung erheischen, sind von ihm nicht berührt worden. Oder ist nicht das e und ee in unserem schwer (mhd. swaere, ahd. suâri), leer (mhd. laere, ahd. lâri) gleichfalls fehlerhaft?"

In andrer Weise sucht Menzel (im 2. Brief S. 762 Spalte 2) auf Inconvenienzen des Herrn Weinhold hinzuweisen.

Doch was hier von R. v. Raumer und Wolfg. Menzel gegen Weinhold bemerkt ist, trifft durchaus nicht diesen allein, sondern ist vielmehr Alles durch J. Grimm selbst angeregt.]

12.

Das ß.

Unter den Consonanten der jetzigen Schreibung unterlag wohl keiner einer schärferen Kritik als das vielleicht ganz unschuldige Zeichen des ß. [19])

---

19) Es stehen mir nur wenige Incunabeln zu Gebote. Die ältesten reichen bis 1473 und 1477. Aber aus denselben bestätigt sich die Ansicht, daß ß nicht ein in unsre Schrift überliefertes mittelhochdeutsches ȝ ist, sondern vielmehr bloß zum Schlußzeichen des ſſ diente, wie s zum Schlußzeichen des ſ. Daß in dem Zeichen ß die Spur jenes alten Lautes sich erhalten habe, ist eine durchaus irrige Ansicht. Die einzige Spur jenes alten Lautes finde ich in dem Wörtchen daz (mit z), welches häufig auch verkürzt mit dz gedruckt wird. Aber daneben kommt zugleich in demselben Buche sowohl für den Artikel als für die Conjunction daß auch die Schreibung das (mit s) vor. Hingegen findet sich neben groß sogleich grosser, neben hieß, haisset, gehaissen, ließ, lassen, gelassen, ferner Roß, Wiß (Wiese), Hauß, Halß, u. drgl. Die ältesten Drucke haben ß im Innern des Wortes nur in Formen wie fleißlich, boßheyt u. drgl., wo es auch als Auslaut zu betrachten ist. Neben Fluß, Flusses findet sich auch Fluss. Je später die

So viel iſt gewiß, daß im Althochdeutſchen und noch im Mittelhochdeutſchen die Conſonantenlaute weit ausgeprägter in der Sprache ſich erkennen ließen, und weit von der Abflachung unſerer jetzigen hochdeutſchen oder ſchriftdeutſchen Ausſprache entfernt waren. Und wenn wir jetzt in unſerer Ausſprache noch einen Schatten auch davon haben, daß die Tenuis im Auslaute zur Media im Inlaute ſich mildert, wie z. B. gap Plur. gaben, walt waldes, wie dies im Mittelhochdeutſchen noch allerwärts hervortritt; ſo iſt für unſere Zunge aber ganz das feine Lautverhältniß entſchwunden, das im Althochdeutſchen wenigſtens bei einzelnen Schriften ſich kund gibt, wornach die Laute am Ende der Wörter auf die Anlaute des folgenden Wortes einen Einfluß übten, indem, wenn das vorangehende Wort auf einen Vocal oder Halbvocal endete, im Anlaute des folgenden Wortes die Media, aber auf eine Aſpirata oder Muta die Tenuis eintrat: demo golde, daz colt; du bist, ich pin, u. drgl. — Auch im Mittelhochdeutſchen gibt es Mehreres, das für uns verloren gegangen iſt. Dahin gehört die ſorgfältige Lautbezeichnung für den Uebergang von einer Silbe in die andere, wenn zwei Vocale neben einander treten würden. Der snè (Schnee) bildet den Genitiv snèwes, weil man keinen Hiatus zwiſchen Stamm und Beugungsſilbe ertragen konnte. So auch das w in triuwe (Treue) und vielen andern Wörtern, das j in bluejen (blühen), gluejen (glühen), mueje (Mühe), saejen (ſäen) und Aehnliches. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſen gleichſam eine Uebergangsbrücke bildenden Lauten, in Wörtern wie zehen, eher u. drgl. auch das h ſich vernehmbar machte, während wir jetzt in ſehen, gehen kein h hören laſſen. Das h erhielt ſich ferner noch hinter einem Halbvocal als Aſpiration, wie ich bevilh (ich befehle), die wir nicht in unſerer Ausſprache kennen, und die unſerer Zunge gar nicht

---

Drucke, deſto ungeregelter die Schreibung. Aber noch vor dem Schluſſe des 15. Jahrhunderts findet ſich ß auch im Inlaute, wie großer, was in den älteſten Drucken nicht vorkommt. Freilich ſteht daneben nicht bloß groſſer, ſondern auch lyeſſen (für ließen), dann auch groſs neben groß, und ſelbſt geſchoßs (mit ß und s beiſammen). Und aus dieſer völligen Regelloſigkeit läßt ſich gar kein Geſetz für den Gebrauch irgend eines Buchſtabens ableiten.

mehr natürlich leicht erſcheint. (Wir verſpüren aber die alte Aſpiration dieſes Wortes noch in provinzieller Mundart, in welcher der Befelch, ſtatt Befehl, gebraucht wird.) So wie dieſes h alſo noch nach dem l im Mittelhochdeutſchen ſicher ſeinen Laut hatte, ſo wurde es wohl auch gehört in Formen wie wahse, wuohs u. drgl., woraus wir ich wachſe, wuchs geſtalteten. Von knëht (Knecht), rihten (richten) u. a. war oben (Abſchn. 9) die Rede.

Man hat nun auch aufgefunden, daß es im Altdeutſchen neben dem aus dem gothiſchen t hervorgegangen z noch einen weicheren verwandten Laut gab, der wohl in der Ausſprache unſerem ſ oder s nahe ſtand. Derſelbe wurde in der Schrift von dem z dadurch unterſchieden, daß der untere Querſtrich des z ſich etwas aufwärts bog, bei dieſem Laute aber abwärts nach vorn gebogen wurde, ſo daß er etwa wie ȝ ausſah. Wir wollen dieſes Zeichen, das wir im Folgenden das mildere z nennen werden, in Verbindung mit lateiniſchen Lettern durch das deutſche z bezeichnen, um es ſo gehörig zu unterſcheiden, und hier nur noch bemerken, daß dieſer Laut, wo er erſcheint, überall auf t oder z ſich zurückführen läßt, aus dem er hervorgegangen, oder womit er verwandt iſt. — Zu wie fern unſre jetzige Zunge denſelben noch von ſ oder s zu unterſcheiden pflegt, oder zu unterſcheiden im Stande iſt, mag nach dem oben Geſagten dahin geſtellt bleiben. Aber im Mittelhochdeutſchen wird das mildere z nirgends mit ſ oder s verwechſelt [außer bei ſeiner Verdopplung, wo Grimm auch ss für zz nachgewieſen hat, ferner immer, wo ein t dazu treten ſollte, ſei's zu dem einfachen (muoz, muoste), oder verdoppelten, bezzer beste.]

Ueber den Gebrauch dieſes Buchſtabens im Mittelhochdeutſchen will ich zu deſſen näherer Beurtheilung in Kürze einige Notizen zu geben verſuchen. — Derſelbe ſteht viel häufiger als s oder ſ im Auslaute der Wörter oder Silben. Namentlich erſcheint er in den Wörtern es, das, was, aus, außer, bis (ez, daz, waz, uz, uzer, biz.) — Während dirre (dieſer) im Genitiv dises, Accuſ. disen hat, ſo heißt das Neutrum diz (dies oder dieſes). So heißt auch der Genitiv des Artikels des, jedoch der Nominativ des Neutrums, wie ſchon oben angeführt, daz. Dem entſpricht ferner, daß die adjectiviſche En-

dung des Neutrums es im Mittelhochdeutſchen ez heißt (rôtez golt, rothes Gold), während die Genitivendung ein s, kein z hat: hohes muotes, Sigmundes u. drgl. — Wenn ſich das z im Auslaute auch mehr findet als ſ, ſo bleiben doch beide Laute ganz getrennt; was für unſer war hat immer ein s, dagegen das Neutrum von wer heißt immer waz. So ſchrieb man auch verliesen für verlieren. Aber in Wörtern, denen das s im Auslaut angehörte, wurde es, wie geſagt, nie mit z verwechſelt, wie z. B. ros, rosses (Roß, Roſſes), gras (Gras), spîse (Speiſe) u. a. m.

Es war bekanntlich nach dem ſchon oben Erwähnten im Mittelhochdeutſchen feſtſtehender Gebrauch, daß der verdoppelte Conſonant, wenn er aufhörte, zwiſchen zwei Vocalen zu ſtehen, nur einfach geſetzt wurde. Von wellen (wollen) hieß das Imperfect ich wolte. Es iſt damit der Laut des l nicht geändert, ſondern nur das für die Ausſprache vermeintlich Ueberflüſſige weggelaſſen. Nun aber zeigt ſich auch bei z die conſtante Erſcheinung, daß es, mochte es einfach oder verdoppelt ſtehen, in den Flexionsformen vor t in s überging: ich muoz (muß) wird ich muoste: bezzer (beſſer) wird der beste (aus bezziste). Das mit t nah verwandte z mied die unmittelbare Nähe desſelben. In wiefern dieſe Erſcheinung uns dahin leiten kann, daß wir keine ſehr große Differenz im Laute des z und s vermuthen dürfen, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Jedenfalls muß ich es feineren Zungen überlaſſen, den Unterſchied von daz (das) im Nominativ und von des (des) im Genitiv fühlbar zu machen.

Noch iſt zu bemerken, daß z ſo wie s nicht bloß nach langen Vocalen, ſondern auch nach kurzen im Auslaut einfach geſetzt wurde. So wie ros, rosses (vrgl. man, mannes), ſo ſchrieb man auch haz, hazzes, fluz, fluzze, baz, bezzer. In kurzer oder geſchärfter Silbe trat alſo im Inlaut die Verdopplung zz ein, wenn auch der Auslaut einfach war. — Bei langer Silbe blieb das einfache z auch im Inlaut: grôz, grôzen (großen), gruoz, gruozes (Grußes), wiz, wizer (weißer). Und auch in ſolchen Flexionsformen, wo die Quantität des Vocales wechſelt, trat bei den kurzen Vocalen die Verdopplung ein: fliezen, fluzzen, geflozzen (fließen, floſſen, gefloſſen). Daher unterſcheidet ſich

wizzen (wiſſen), vazzen (faſſen), hazzen (haſſen), wazzer (Waſſer), von der Schreibung nach langem Vocal, der im Mittelhochdeutſchen in lazen [20]) (laſſen), muezen (müſſen) ſtattfand. Obgleich nach dem Schriftdeutſchen jetzt eine Schärfung des a und ü üblich iſt, ſo lauteten lazen und muezen im Mittelhochdeutſchen wie grœzen, gruozes.

Wenden wir nach dieſen Vorbemerkungen unſern Blick auf die Art und Weiſe, wie die hiſtoriſchen Grammatiker das mittelhochdeutſche milde z (das wir durch z bezeichnen) in die jetzige Schreibung eingeführt haben, ſo begegnet uns dieſer Laut gewöhnlich bei ihnen in der Form ß, wird aber mit den größten Abweichungen von ihnen gebraucht.

Die Meiſten, auch Ph. Wackernagel in ſeinen Leſebüchern und J. Grimm in der Grammatik, verzichten auf das ß in es, das, was, aus, und in der neutralen Adjectivendung es. Herr Dr. Möller dagegen ſchreibt esz, dasz, wasz, ausz, bisz und gutesz recht. — Herr Weinhold will zwar in es, das, was und gutes Recht auf ß verzichten, aber in aus, bis den alten Laut (ausz, bisz) wieder hergeſtellt wiſſen.

Das ß aber, welches ehemals als Auslaut für ſſ im Gebrauch war, wird vertilgt, und entweder durch ſs oder durch ſſ erſetzt. Einige ſchreiben Roſs (Roſſes), andere Roſſ; oder mit lat. Schrift ross. [Grimm läßt die Verdopplung weg, und ſchreibt, wie oben erwähnt, bas ſtatt Baß].

In allen andern Wörtern aber, wo außer den oben angeführten (es, das, was) im Mittelhochdeutſchen das mildere z im In- und Auslaute vorkommt, wollen es die hiſtoriſchen Grammatiker auch jetzt geſetzt wiſſen. [21]) Aber die oben erwähnte, im Mittelhochdeutſchen feſtſtehende Regel, daß nach kurzen Vocalen das z verdoppelt wird, wird von ihnen ganz außer Acht gelaſſen oder vernachläßigt. Sie ſchreiben daher nicht bloß: groß, größer, Gruß, grüßen u. drgl., ſondern auch Haß, Haßes (hazzes),

---

20) Lazzen mit verdoppeltem z heißt retardare.

21) In Wörtern, die im Mittelhochdeutſchen nicht vorkommen, iſt die Schreibung ſchwankend. J. Grimm ſchreibt z. B. blasz (blaß, bläſſer ꝛc.); Herr Möller will blas geſchrieben wiſſen.

fließen, floßen, gefloßen (wo im Mhd. fluzzen, geflozzen ſteht), und ebenſo Waßer, wißen (trotz der Verdopplung in wazzer, wizzen) ꝛc.[22]) — Dieſe Schreibung findet ſich nicht nur bei Herrn Dr. Möller und Weinhold, ſondern auch in den Leſebüchern Ph. Wackernagels, und in der 2. Ausgabe der deutſchen Grammatik von Jac. Grimm, welcher (I. S. 527) die Schreibung wiſſen (ſtatt wißen) für durchaus unrichtig erkärt. — Soll aber das Mittelhochdeutſche als die Grundlage unſerer Schreibung beachtet und ß als Stellvertreter des alten milderen z angeſehen werden, ſo iſt obige Vernachläßigung der Verdopplung grundunrichtig und inconſequent; es müßte darnach Haßßes, Waßßer, wißßen geſchrieben werden. Adelung würde vielleicht eine ſolche Schreibung verworfen haben als zu ſchwerfällig oder ungeſtaltig. Allein die hiſtoriſchen Grammatiker wollen ja nicht für das Auge ſchreiben. Für ſie enthält alſo die äußere Form kein Gewicht. Daß aber bis jetzt noch keiner ßß ſchrieb, möchte wohl auf dem Ausſpruche J. Grimm's (a. a. O. S. 526) beruhen: daß ß eigentlich die mittelhochdeutſche Gemination zz ausdrückt, aber auch für's einfache z gilt. — Daß ß urſprünglich eine Gemination ausdrückte, indem es im Auslaut für ſſ diente, habe ich ſelbſt oben angenommen. Aber daß es eigentlich für die Gemination zz ſtehe, dies iſt gewiß grundfalſch. Denn ß gehört eigentlich dem Auslaut an, und zz findet ſich nur im Inlaut. Und was hat auf dieſem Wege, wo ß zwei ganz verſchiedene Functionen übernehmen ſoll, die Richtigkeit des Gebrauches in der Schreibung dieſes Buchſtabens im Vergleich mit der bei Adelung üblichen gewonnen? — Jac. Grimm ſcheint indeſſen von dieſer Anſicht ſpäter in der 3. Ausgabe der Grammatik wieder

22) [„Wer wissen und missen, Rossen und Genossen (socii) durch die Schreibung trennt", ſagt R. v. Raumer S. 22 f. „und andrerſeits groszen (magnis) und Genossen, Füsze und Flüsse vereinigt, der ſchreibt einen Unterſchied, der ſchon ſeit mehr als drei Jahrhunderten aus der neuhochdeutſchen gebildeten Ausſprache verſchwunden iſt, und läßt einen Unterſchied unbezeichnet, den eben dieſe Ausſprache macht. So etwas erſt einführen heißt die Grundſätze einer naturgemäßen Rechtſchreibung auf den Kopf ſtellen."]

abgekommen zu ſein, denn hier finden wir flüſſig neben fließen, geſchloſſen neben ſchließen, wiſſen neben unbewust (2. Ausgabe wißen, unbewußt), Faß Faſſes, Guß Guſſes. Ja er geht ſo weit, daß er mit Hinweiſung auf die veränderte Quantität auch laſſen, müſſen mit ſſ ſchreibt, wo ehemals nur ein einfacher Laut im Mhd. ſtattfand. — Als Grund dieſer Aenderung findet ſich in der Vorrede zum Wörterbuch (Col. LIX) die Angabe, daß nicht nur im Gothiſchen, ſondern auch im Mittelhochdeutſchen ein ss für zz ſich zuweilen finde. — Wenn aber der Meiſter ſelbſt in dieſer Art die Bahn wieder verläßt, auf die er Andre hingeleitet hat, ſo ſind diejenigen übel berathen, die ihm vertrauensvoll folgten.

[Daß J. Grimm die Schreibung wißen, Waßer u. drgl. wieder aufgab, und längſt wieder wiſſen, Waſſer ſchreibt, hätte wohl von der Hannövriſchen Conferenz genauere Berückſichtigung verdient. Denn es findet ſich dieſes Aufgeben von Seiten Grimms nicht etwa bloß in der dritten Ausgabe der deutſchen Grammatik vom Jahre 1840 und in den folgenden Werken (deutſche Mythologie 1844, Geſchichte der deutſchen Sprache 1848, Wörterbuch 1854), ſondern auch ſchon in dem vierten Bande der deutſchen Grammatik von 1837. — Und daß J. Grimm von dem ß in wißen ꝛc. ſich völlig losgeſagt hat, dürfte auch daraus erhellen, daß er ſelbſt in Schreibungen, die er für die richtiger ſchreibende Zukunft in Ausſicht ſtellt, wie filvissend (für vielwiſſend), ebenfalls ſſ ſetzt. — Aus den angeführten Zeitangaben des Erſcheinens der Grimmſchen Schriften ſeit 1837 leuchtet ein, daß J. Grimm nicht etwa erſt durch die deutſchen Predigten, aus welchen er (a. a. O.) die meiſten Belegſtellen für die Annahme des ſſ ſchöpfte, veranlaßt worden ſei, denn dieſe wurden erſt im Jahre 1844 von Fr. K. Grieshaber herausgegeben. Es ſcheint daher, daß J. Grimm ſchon früher dies Reſultat gewonnen hatte. Es war ihm klar geworden, daß ein und dasſelbe Zeichen in einer geordneten Schreibung nicht als einfacher Laut, und zugleich als Gemination dienen könne, daß namentlich auch im Mittelhochdeutſchen die Gemination immer durch zwei Zeichen (zz oder ss, wizzen oder wissen) ausgedrückt wird. Wenn aber J. Grimm ſelbſt für dieſes Erkennen nicht blind war, ſo ſcheinen ſeine Schüler es bis jetzt geweſen zu ſein. Denn ſelbſt der höchſt aufmerkſame Andreſen, der überall den Abweichungen der Grimm'ſchen Schreibweiſe mit frommer Sorgfalt nachgegangen iſt, hatte hierfür keine Augen, und ſchreibt wißen, Waßer, wie Grimm ſchon ſeit beinah zwanzig Jahren nicht mehr ſchreibt.]

Eine andre Abweichung der hiſtoriſchen Grammatiker unter ſich beruht in Folgendem. Weil man, wie oben erwähnt, im Mittelhochdeutſchen aus ich muoz im Imperf. ich muoste (mit s) formierte, ſo ſchreibt Weinhold: muſte, faſte, wuſte, gröſte; Ph. Wackernagel in den Leſebüchern aber ſchreibt mußte, faßte, wußte, größte. Möller mißbilligt die Schreibung faste, haste, grüste, gehast, gefast, gegrüst; wohl aber will er muste, wuste, gröste (neben der lezste) geſchrieben wiſſen. [J. Grimm ſchreibt ſchon im 4. Bande der Grammatik: muste gewust, neben entblößt, eingebüßt. Aber im Wörterbuch findet ſich aufgepast neben abgefaßt, aufgefaßt.]

Nach allen dieſen Inconſequenzen und nach der grundunrichtigen Vernachläßigung der Verdopplung des z bleibt noch die Reflexion übrig, daß es für einen, der nicht hiſtoriſcher Grammatiker iſt, nicht eben ſehr leicht ſein dürfte, zu entſcheiden, ob er Feſſel, Keſſel, praſſen, praſſeln mit ß oder ſſ zu ſchreiben habe. — Es ſoll aber — wie ich ſchon mehrfach erwähnt — bei uns Jeder ſchreiben können. [23]) —

---

23) [Andreſen ſelbſt ſagt S. 106: „Freilich wird es für diejenigen, welche mit dem frühern Stand der deutſchen Sprache nicht hinreichend vertraut ſind, ſchwer, ja oft faſt unmöglich ſein, in jedem einzelnen Falle zu wiſſen, ob ß oder ſſ zu ſchreiben ſei, zumal wenn zugleich Kenntniß des Engliſchen, oder Niederdeutſchen oder eines andern dieſen verwandten Sprachzweiges abgeht, wo der organiſche Unterſchied glücklich gewahrt iſt.“ — Man hat vor Zeiten geſagt, eine franzöſiſche Kammerfrau könne leichter ein leſerliches Buch (ein Buch in gefälligem Style) ſchreiben, als ein deutſcher Gelehrter. Auf dem von der hiſtoriſchen Schule betretenen Wege werden wir aber nach dem Geſtändniſſe des Herrn Andreſen dahin kommen, daß man mit Recht ſagt: ein franzöſiſcher Schulknabe kann leichter orthographiſch-richtig ſchreiben, als ein deutſcher Schulmeiſter — wenigſtens in Süddeutſchland. Aber wenn es dem Schulmeiſter ſo ergeht, wie wird es dann den Kanzlei- und Büreau-Männern ergehen? — Die Antwort iſt leicht zu finden. Sie werden univerſelle Bildung ſich erwerben, und dabei engliſch oder wenigſtens plattdeutſch gründlich ſtudieren. Univerſalität iſt ja ein deutſcher Charakterzug. Und wie ſchön wird dann mit der Vervollkommnung der deutſchen Orthographie die Vervollkommnung der deutſchen Bildung Hand in Hand gehen. Wenn der alte Friſch meinte, die

So viel ist indessen gewiß, daß, wenn man alle die Abweichungen der historischen Grammatiker unter sich im Gebrauche des ß näher betrachtet, die Schreibung dieses Buchstabs noch weit mehr schwankt und wankt, als dies vor Grimm's Forschungen der Fall war, obgleich diesem Buchstaben ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. — Ehemals nämlich war das ſſ ganz fest und ohne Schwanken in Waſſer, wiſſen, gefloſſen, geſeſſen u. drgl., so wie in Roſſe. Von Roſſe hieß der Singular Roß, so wie von haſſen das Substantiv Haß. So galt ß als Schlußzeichen von ſſ, wie s von ſ. Allein man gab demselben bekanntlich noch eine besondere Function, in der es das milde z des Mittelhochdeutschen vertrat, und setzte es:

1. in allen gedehnten Silben von Flexionsformen, deren Stamm eine geschärfte Silbe mit ſſ hatte, oder in gedehnten Stammsilben, deren Beugung in eine geschärfte Silbe mit ſſ übergeht: meſſen, maß, maßen; laſſen, ließ, ließen; — fließen, gefloſſen, reißen, geriſſen; so auch Fleiß, fleißig, befliſſen.

2. Alsdann wurde durch den Gebrauch das ß noch in mehreren Wörtern (conform mit dem Mittelhochdeutschen) festgehalten, bei denen die verwandten oder mundartlichen Formen auf ein z oder t hinweisen. Dahin gehören heiß (Hitze, heizen), Schweiß (schwitzen), Geiß (provinziell: Gitze), gleißen (glitzern), Meißel (Messer, Metzger), ſtoßen, Stoß (stutzen), Floß, flößen (prov. flözen), dreißig (statt dreizig wie im mhd. drizig). — Ferner groß, Größe ꝛc. (pltd. grot), bloß (prov. blott), Fuß (pltd. Fot), ſüß (pltd. ſöt), Gruß, grüßen, Buße, büßen, weiß, weißen, heißen, außer, Straße (via strata), Muße, müßig, Schooß, Vließ.

Dieser Gebrauch stand fest durch Adelung (Schmithenner u. Becker), und es fehlte ganz das unsichere Schwanken, das jetzt hervortritt in gefloßen und gefloſſen von fließen, in müßen und müſſen; ferner in wuste und

---

Rechtschreibung sei „die vornehmste Seule" der deutschen Sprache, so wird man künftig sagen können: die deutsche Rechtschreibung ist die vornehmste Säule der deutschen Bildung! —]

wußte, faſte und faßte; und außerdem in Waſſer, wiſſen und dem grundunrichtigen Waßer, wißen. — Dieſer Gebrauch ſtimmt aber in der Hauptſache (wenn wir von es, das, was ꝛc. und der neutralen Endung es abſehen) auch mit dem Mittelhochdeutſchen überein, und iſt deßhalb jedenfalls der Schreibung der hiſtoriſchen Grammatiker vorzuziehen, weil er 1) in der Schreibung, die unſere klaſſiſche Literatur in ihrer Blüthezeit annahm, feſtſteht; 2) weil er nicht bloß conſequenter, ſondern auch viel leichter zu beachten und auszuführen iſt; 3) weil er der Unrichtigkeit entbehrt, die die hiſtoriſchen Grammatiker ſich zu Schulden kommen laſſen, indem ſie die Verdopplung des Lautes da unterlaſſen, wo ſelbſt das Mittelhochdeutſche eine ſolche annahm. — Ueberhaupt trifft dieſe der Vorwurf der Inconſequenz auch darin, daß ſie zumeiſt die Schreibung derjenigen Stufe der deutſchen Sprache, wo man am genauſten nach der Ausſprache die Schrift einrichtete, als Grundlage annehmen wollen, und dabei weder zugeſtehen wollen, daß wir — obwohl in der lebendigen Entwicklung einer Sprache die Laute wechſeln — auf die jetzige Ausſprache Rückſicht nehmen, noch uns dahin zu führen beabſichtigen, daß wir jene alte Ausſprache wieder annehmen und etwa muot (Muth), lip (Leib), zit (Zeit) ſprechen und ſchreiben. Wir ſollen alſo einer alten Ausſprache folgen, und ſollen ihr zugleich nicht folgen. Dieſe Inconſequenz zieht nothwendig das andere Uebel nach ſich, daß die Forſcher ſelbſt in ihren Regeln ſo weit auseinander gerathen, daß dieſe ſich gar nicht ähnlich ſehen. In der That wird Einer, der mit dem beſten Willen daran ginge, ſich in die Schreibung der hiſtoriſchen Grammatik hineinzufinden, auf unzählige Widerſprüche und Verſchiedenheiten ſtoßen, die den beſten Willen ſo wenig fördern, daß es beſſer ſcheint, bei dem üblichen Gebrauch zu bleiben, der nicht nur in der allgemein üblichen Schreibung der Klaſſiker, ſondern auch in entſprechenden Regeln ſein Begründung hat.

13.

Große Anfangsbuchſtaben. Deutſche Schrift.

Außer dem bisher Geſagten ſind noch zwei Vorwürfe zu berühren, die die hiſtoriſche Grammatik unſerer Schreibung

oder vielmehr unſerer Schrift macht. Sie betreffen die großen Anfangsbuchſtaben und die eckige deutſche Schrift.

Ich habe ſchon oben (Abſchn. 7) nachzuweiſen verſucht, daß der in lebendiger Rede mitgetheilte Gedanke leichter richtig zu verſtehen und aufzufaſſen iſt, als der geſchriebene todte Buchſtabe. Die Schrift gibt nicht den Schall, der den Begriff bezeichnet, ſie läßt nicht unmittelbar, ſondern erſt mittelſt des Auges ihn in unſerer Vorſtellung erwecken, und iſt alſo zunächſt für das Auge beſtimmt. — Wenn wir nun ein Urtheil ausſprechen, ſo kommt es allererſt darauf an, daß wir wiſſen, wovon die Rede iſt. Daher hat unſere Grammatik die als Subject oder Object gewöhnlicher Weiſe auftretenden Redetheile nicht mit Unrecht Hauptwörter genannt.

[Gegen die Benennung Hauptwort ſpricht ſich Andreſen S. 139. und die deutſche Vierteljahrsſchrift S. 103 u. beſond. 104 aus. Wenn man behauptet, es ſei vielmehr das Zeitwort — das verbum — ein Hauptwort zu nennen, denn dieſes bilde das Bewegliche, hingegen das Subſtantiv das Beharrliche, ſo möchte damit zu viel bewieſen ſein. Denn es würde ſich dann erſt wieder fragen, ob man das Bewegliche oder das Beharrliche mit mehr Recht als die Hauptſache anſehen könne. Ohne auf dergleichen Unterſuchungen einzugehen möchte ich nur bemerken: Wenn ich in meinem Hauſe der einbrechenden Dunkelheit mich entledigen will, oder überhaupt, wenn Jemand einen dunkeln Raum beleuchtet wünſcht, ſo wird der Ruf: „ein Licht" ohne Verbum von den Dienern verſtanden. Wenn bei einer Feuersbrunſt das Volk durch die Straßen eilend Feuer! ruft, ſo iſt es ebenſo. Und wenn Schiller in der Beſchreibung des Volksaufſtandes ſagt: „Freiheit und Gleichheit hört man ſchallen"; ſo iſt der Ruf: Freiheit und Gleichheit abermals ohne Zeitwort verſtändlich. — Mag es ſein, daß die grammatiſche Terminologie im Deutſchen zu dem Gebrauch der großen Anfangsbuchſtaben etwas beigetragen hat; ich möchte nur behaupten, daß dies nicht mit Unrecht geſchehen ſei.]

Mag es immerhin aus der verkehrten Sucht, die Schrift zu verſchnörkeln, hervorgegangen ſein, daß man ehemals im Uebermaße ſich der großen Anfangsbuchſtaben bediente, und in frühern Jahrhunderten jedwedes Wort, auf welches man grade die Aufmerkſamkeit lenken wollte, mit großen Anfangsbuchſtaben verzierte; ſo möchte ich doch behaupten, daß ſchon vor dieſer Verſchnörkelung durch den charakteriſtiſch eigenthümlichen Ausdruck des deutſchen Satzes ein Bedürfniß zum Gebrauch der

großen Anfangsbuchstaben sich fühlbar machte. F. Pfeiffer hat in dem von ihm herausgegebenen Abdruck der alten Handschrift von Theologia deutsch, welche vom Ende des XV. Jahrhunderts herstammt, und deren Verfasser im XIV. Jahrhundert lebte, neben sonst geregelter Schreibung nirgends große Anfangsbuchstaben als in Eigennamen und an Satzanfängen gesetzt. Aber nichts desto weniger wurde von ihm auch in folgendem Satze (S. 31) die Majuskel angewendet, in welchem wohl deren Gebrauch auch von den Feinden derselben nicht mißbilligt werden dürfte:

„so Min, Ich, Mir, Mich, das ist icheit und selbheit, so „das ie mer in dem menschen abe nimpt, so gottes Ich, das „ist got selber, ie mer zu nimpt in dem menschen." [24])

Mag man indessen hierüber andrer Meinung sein, so viel bleibt doch ausgemacht, daß jene willkürliche Schnörkelei der frühern Zeit in ein geregeltes Maß zurückgetreten ist, indem bloß den Substantiven oder den ihre Stelle vertretenden Wörtern die großen Anfangsbuchstaben zugewendet wurden. Dadurch nun hat J. P. Richter geschrieben:

„Das Ob der Unsterblichkeit leidet bei dem Wie derselben."

Und A. Chamisso schließt die Geschichte seines Peter Schlemihl mit der Mahnung:

„Willst du unter Menschen leben, so lerne verehren zu„vörderst den Schatten und dann das Geld. Willst du nur „dir und deinem bessern Selbst leben, so brauchst du keinen „Rath."

Es ist leicht ersichtlich, daß hier das substantivisch gebrauchte Wort „Selbst" eine ganz andere Betonung bei dem Aussprechen des Satzes erhält, als wenn wir es irriger Weise für ein bloß attributives Pronomen auffassen wollten. Daß wir nicht in diesen Irrthum verfallen, sondern sogleich die richtige Betonung bei dem stillen Lesen des Satzes in unsre Vorstellung aufnehmen, darauf wird unser Auge durch die Schreibung „Selbst" hingeleitet. — Daß andre Sprachen den Ge-

24) Die zweite Ausgabe dieser Schrift (Stuttgart 1855) läßt vermuthen, daß die Majuskel dieser Stelle eine Zugabe Fr. Pfeiffers war, denn sie erscheint jetzt nur in der neudeutschen Uebersetzung. Aber das oben Gesagte wird deßhalb dennoch wahr bleiben.

brauch der großen Anfangsbuchstaben nicht haben, kann das Aufgeben derselben für uns nicht begründen. Wohl mag für J. Grimm und solche Leute, die wie er und Docen in alte Handschriften versenkt ihr Leben und ihre Studien hintragen, der Grund genügen, daß sie gewohnt sind, in ihrer Lectüre keine großen Anfangsbuchstaben der Substantive in den besten Werken zu sehen.[25]) — Wenn wir uns aber umschauen, wie es in andern Sprachen steht mit einem Substantivbegriff, welcher in dem Dativ „deinem bessern Selbst" lautet, so tritt auf unsere Seite noch der Grund, daß unsre Ausdrucksweise von andern Sprachen abweichend ist, und diese deßhalb mit der unsrigen nicht gleichgestellt werden können. — Wird es aber andern Sprachen leicht sein, von einem „Ob der Unsterblichkeit" zu reden? — Wenn auch die griechische eine Partikel zu einem Substantivbegriff zu erheben vermag, so werden doch die lateinische und die romanischen Sprachen nicht dazu hinreichen. Und wenn nun einerseits in der gegenwärtigen Entwicklung unserer Sprache solche eigenthümliche Wortverbindungen oder Begriffsgestaltungen vorkommen, welche andern Sprachen fremd sind, und wir anderseits ein Mittel besitzen, unser Auge leicht auf das richtige Verständniß einer solchen Begriffsgestaltung hinzuleiten, so wäre das Aufgeben dieses Mittels doch wohl nichts Andres, als daß wir uns eines Vortheils, den wir haben, entschlügen, weil Andre ihn nicht besitzen. Und daß dies ein wahrhafter Vortheil unserer Schrift ist, ergibt sich auch aus solchen Satzformen, welche keine so ausschließlich deutsche Gestaltung haben, wie die oben angeführten. Betrachten wir z. B. folgenden Satz Göthe's (Werke IX, S. 282):

— — — — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünst'gen scheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Mensch,
Der ganz besonnen solche That erwählt,
Er ist ein Räthsel.

Hier möchte ich behaupten, Göthe würde diesem Satze gar nicht diese Form des Ausdrucks gegeben haben, wenn er nicht

25) Und es kann sich dadurch bei Altmeister Grimm auch der Unwillen erklären, womit er diese großen Anfangsbuchstaben eine sinnlose verkleisterung der substantive nennt, die als unrat aus der Schrift wegzulassen sei, wie das puder aus den haaren.

den Substantivbegriff das Waltende hinlänglich klar bezeichnet gewußt hätte, um die irrige Verbindung „das waltende Verbrechen" zu verhüten. Schreiben wir aber jetzt: „wenn das waltende verbrechen zu begünst'gen scheinen mag", so wird der Satz ohne Commentar für die meisten unverständlich sein. — Gewiß haben diejenigen historischen Grammatiker das Verkehrteste gethan, die, wie Hr. Weinhold, zur Anbahnung der Vertilgung der großen Anfangsbuchstaben die Vorschrift gaben, nur die wirklichen Substantive groß zu schreiben, nicht aber die stellvertretenden Wörter, die für Substantive eintreten. Eher schiene es statthaft, umgekehrt zu verfahren. Doch auch dagegen möchte ich warnen, und auf folgenden Satz Göthe's (Werke IX, S. 311) hinweisen:

Verhaßt sei mir das Bleibende, verhaßt
Was mir mit seiner Dauer Stolz erscheint;
Erwünscht was fließt und schwankt!

Sobald wir schreiben: „was mir mit seiner dauer stolz erscheint", so ist die Auffassung des Satzes im Sinne Göthe's gefährdet. — Um nicht zu weitläufig zu werden, enthalte ich mich, mehr Beispiele aufzuführen. Aus dem Gesagten leuchtet, denke ich, genügend ein, daß das richtige Verständniß unserer Klassiker erschwert und selbst gefährdet würde, wenn wir auf die großen Anfangsbuchstaben verzichten. Man wende nicht ein, daß man die großen Anfangsbuchstaben beim mündlichen Vortrag nicht sehe; denn der mündliche Vortrag führt durch die richtige Betonung der Satztheile zum richtigen Verständnisse. — Behaupte wer da will, die Schrift habe nicht dem Auge zu dienen, wir werden ihm keinen Glauben schenken können, wir werden vielmehr behaupten dürfen, daß der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben mit der jetzigen Entwicklung unserer Sprache in ihren Eigenthümlichkeiten enge verknüpft und dadurch, daß er fest geregelt in unsere klassische Literatur eingegangen, ein gerechtes, historisch begründetes Eigenthum unserer Sprache geworden ist.

[Dagegen bemerkt die deutsche Vierteljahrs Schrift (S. 105): „Von einer Rechtfertigung unsres Schreibgebrauchs wird wohl für diejenigen keine Rede sein können, die Sprachkenntniß und Sprachsinn besitzen, und sich nicht hinter Scheingründe verschanzen." — Es gründet sich diese Aeußerung des wohldenkenden Schulmannes vielleicht

darauf, daß bei ihm selbst factisch stattfindet, was er S. 69 als einen Mangel unserer Schulen beklagt, indem er äußert: „das Sprachgefühl erhält bei uns fast nur durch Bekanntschaft mit den alten Sprachen Nahrung, und die Muttersprache nimmt nur geringen Theil an der bildenden Wirkung des Sprachunterrichts." — Wenn dies wirklich der Fall wäre, dann dürfte ich seine Meinung unbestritten lassen.

Herr Andresen wendet gegen die großen Anfangsbuchstaben den bekannten von den historischen Grammatikern so vielfach geübten Kunstgriff an, daß er (S. 140) sagt, es herrsche in dem herkömmlichen oder bestehenden Gebrauch Unsicherheit. Dies heißt mit wunderlichen Waffen kämpfen, wenn nicht mit falschen Würfeln spielen. Daß die historische Grammatik selbst, auch nicht in einer einzigen von allen durch sie anberegten Fragen, die wir bis jetzt betrachteten, gleichmäßig übereinstimmt, wird niemand leugnen wollen. Und daß diese Behauptung auch in Beziehung auf den von ihnen beachteten Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben wahr ist, kann jeder erkennen, der Weinholds Schreibung mit der von J. Grimm vergleicht. Noch mehr, man vergleiche J. Grimm mit sich selbst, so wird man finden, daß noch der dritte Band der deutschen Grammatik (vom Jahr 1831) überall am Anfang eines neuen Satzes einen großen Anfangsbuchstaben setzt; dies hört aber schon mit dem vierten Bande 1837 auf. Und in dem ersten Bande der dritten Ausgabe 1840, in der Mythologie 1844, in der Sprachgeschichte 1848 ergeben sich beinah auf jeder Seite Beispiele, wo der Satzanfang auch ohne großen Buchstaben stattfindet, so daß nach Willkür groß und nicht-groß hier wechselte. Andresen dagegen setzt, wieder abweichend von der neuern Schreibung Grimms, mit jedem neuen Satz einen großen Buchstaben. — Wo ist größere Unsicherheit als auf der Seite der historischen Schule, die sich stets über die Unsicherheit der andern beklagt und ihr abzuhelfen sich rühmt!

Wolfg. Menzel in seinen Briefen hat wunderlicher Weise die großen Anfangsbuchstaben als eine Sache für Kinder erklärt, oder als eine Erleichterung für Laien, die des Lesens unkundig sind. Wie weit seine Ansicht begründet ist, daß wir davon abstehen könnten, ohne etwas zu verlieren, dies glaube ich in dem früher Gesagten nachgewiesen zu haben. Wenn er aber meint, die großen Anfangsbuchstaben verunstalteten die Schrift, und nähmen sich aus wie eine Pilgerkarawane über welche die großen Kameele hervorragen; so möcht ich darüber nicht streiten, ob ein Wallfahrerzug ohne Kameele oder etwa ein Regiment Musketiere schöner aussieht, als eine Caravane mit Kameelen. Auf diesem Wege könnte die Lünneburger Haide sich schöner herausstellen, als ein mit Obstbäumen besetzter Landstrich. — Aber ich kann nicht unterlassen, gegen Herrn Menzel anzuführen, was ein in solchen grammatischen Dingen ganz unbefangner Gelehrter — Dr. Phöbus in Gießen (in seiner Abhandlung über deutsche Stenographie, deutsche Vierteljahrschrift

1855 4. Heft. S. 152) sagt: „Eine Schrift ohne Majuskel wird dem Gelehrten, der seinen Vortheil versteht, niemals zusagen.“ Er gründet dieses Urtheil auf die Erfahrung, daß die Majuskel das schnelle Lesen außerordentlich erleichtert. Man könne wegen des Mangels an Majuskeln nie ein von eigner Hand geschriebenes stenographisches Blatt so schnell in seinem Inhalt überschauen ꝛc. diese Behauptung ist wenigstens zum Theil auch in der Aeußerung Menzel's bestätigt, daß ungeübte Laien in den großen Anfangsbuchstaben Erleichterung finden. — „Wenn es im Deutschen auch nie Majuskeln gegeben hätte, (sagt Dr. Phöbus ferner), so sollte man sie einführen, um die kostbare Zeit zu sparen. Von ihrer historischen Berechtigung solle man bei ihrer Zweckmäßigkeit ganz absehen. Die praktischen Engländer führten jetzt die Majuskel für manche Fälle ein, um Wörter auszuzeichnen, die nicht Eigennamen wären.“ Daß die von ihm angeführte Vertheidigung der großen Anfangsbuchstaben von v. d. Hagen (Abh. der K. Akad. a. d. Jahre 1853 S. 210) nicht erschöpfend sei, werden wir leicht zugestehen dürfen.]

Jedenfalls ist es lächerlich, von Ersparung der Tinte und Druckerschwärze, oder von Ersparung des Papiers [wie J. Grimm thut] reden zu wollen, wenn man aufhörte, für die großen Buchstaben Raum zu verschwenden.

Was die eckige Schrift betrifft, so ist schon im früher Gesagten angedeutet, daß J. Grimm schon bei der ersten Ausgabe seiner Grammatik sich genöthigt sah, einige lateinische Buchstaben in die deutsche eckige Schrift einzufügen, weil diese nicht so bequem Accente zuläßt. Für ihn schien also ein gewisses Bedürfniß in der Darstellung der alten Lautverhältnisse die Einführung der lateinischen Schrift zu gebieten. Wir werden ihm daher seine Vorliebe zu dieser Schrift auch zugute halten müssen. Aber haben wir ihn auch nachzuahmen, wenn wir nicht über gothische, altdeutsche oder mittelhochdeutsche Lautverhältnisse schreiben? Ich wenigstens halte dies nicht für gerechtfertigt, weil erstlich die eckige Schrift bis zum Culminationspunkte unserer klassischen Literatur sich erhalten und diese sich darin ausgeprägt hat; ferner weil diese Schrift der Lautstellung unserer Sprache weit entsprechender ist als die lateinische; [26]) drittens weil die kosmopolitische Idee, daß durch die

26) Schon lange vor der Erscheinung der zweiten Ausgabe von Grimm's Grammatik waren Schriften Wieland's mit lateinischer

runde lateiniſche Schrift unſere Literatur den Ausländern leichter zugänglich werde, ziemlich leer und unfruchtbar zu ſein ſcheint. Wer den ernſten Willen hat, ſich mit der werthvollen deutſchen Literatur bekannt zu machen, der wird auch die kleine Mühe nicht ſcheuen, die deutſchen Buchſtaben kennen zu lernen. Und die klaſſiſchen deutſchen Werke der Dichtkunſt und der Wiſſenſchaft, die in das Franzöſiſche, Engliſche und Ruſſiſche übertragen ſind, erlangten dieſe Ehre trotz der deutſchen Schrift, in der ſie gedruckt waren. Dazu kommt aber noch, daß der Ausländer durch die deutſche Schrift, ſo bald er ſich ſelbſt die deutſche Sprache aneignen will, weniger verſucht ſein wird, deutſche Lautverbindungen mit denen ſeiner Sprache zu verwechſeln und verkehrt auszuſprechen. Endlich dürfte noch in Erwägung zu ziehen ſein, daß für die Ausländer die allgemeine Einführung der lateiniſchen Schrift, namentlich mit der ſogenannten hiſtoriſchen Schreibung, um ſo unpraktiſcher wäre, weil unſere deutſche Literatur nicht erſt ſeit geſtern im Ausland geſchätzt wird und vielfachen Eingang fand. Die Ausländer würden daher durch dieſe neuen Schreibformen nur irre werden müſſen, zumal da dieſe Schreibung,

---

Schrift gedruckt worden. Mir aber war damals dieſe Schrift für das Deutſche ſtörend und unbequem zu leſen, weil die deutſchen Lautverhältniſſe ſo ganz eigenthümlich abweichen von den Sprachen, in denen wir gewohnt ſind, dieſe Schrift angewandt zu ſehen. — [Und wenn Wolfg. Menzel ſagt: „Der Gebrauch der lateiniſchen Lettern verträgt ſich mit gar manchen ſpecifiſch deutſchen Lauten nicht; ſo iſt wenigſtens gewiß, daß er mit manchen Lautverbindungen ſich nicht verträgt. Wo findet ſich im Lateiniſchen und andern Sprachen ein h wie in Aehre, Zähre, zehn? Und doch ſteht das h hier durch das Mittelhochdeutſche feſt gegründet. Die Redaction der Allg. Zeitung führt übrigens noch an, daß ſelbſt die hochſtehende Typographie Englands und Frankreichs nicht ſelten in Buchtiteln u. ſ. w. die gothiſchen Buchſtaben als Zierde anwendet, daß Jean Paul ſich ſeiner Zeit mit Eifer für die Beibehaltung der deutſchen Schrift ausgeſprochen, und daß Wieland an Göſchen, weil dieſer ſeine Werke mit lateiniſchen Lettern gedruckt hatte, einen nahe zu groben Brief ſchrieb (vrgl. Wurm's Recenſion des Grimm'ſchen Wörterbuchs S. 2). — J. Grimm ſelbſt ſagt aber: „Die Behauptung, daß dieſe Schrift dem Auge wohlthue, geht bloß aus übler und träger Gewohnheit hervor.“]

wie oben erwähnt, zum Theil nur mit Hülfe des Mittelhochdeutſchen und einiger Divinationsgabe verſtanden werden kann, ſo daß wir ſie wohl oft in Rathloſigkeit verſetzen würden.

[Die Frage über die Beibehaltung der lateiniſchen oder deutſchen Schrift hat jetzt auch eine ſanitätsrückſichtliche Erörterung gefunden in Moltke's Zeitſchrift „der Sprachwart" (Nr. 1. S. 12—14), worüber die Abhandlung der deutſchen Vierteljahrsſchrift mit Wohlgefallen referiert. Zuerſt wird eine Klage Immanuel Kants (1798) angeführt gegen den häufigen Gebrauch der lateiniſchen Schrift, von welcher Breitkopf mit Recht ſage, daß niemand das Leſen derſelben für ſeine Augen ſo lange aushalten könne, als mit der deutſchen. Dagegen ſpricht der Arzt Hufeland ſich dahin aus, daß die lat. Lettern den Augen nicht nachtheiliger ſeien als die deutſchen, das Angegriffenſein käme nur von Mangel an Uebung im Leſen dieſer Lettern her. In England und Frankreich leide man nicht mehr an den Augen als in Deutſchland. Freilich wenn die lateiniſchen Lettern klein und mager ſeien, ſo griffen ſie die Augen an; dies gelte aber auch von den deutſchen. Dagegen würde durch die lateiniſche Schrift unſere Literatur mehr im Auslande verbreitet. Die aufgeklärteſten Nationen bedienten ſich dieſer Lettern, und ſie trügen viel zur allgemeinen literariſchen Verbindung Europa's bei. — Was die den Augen ſchädliche Magerkeit der Lettern betrifft, ſo gibt es in der deutſchen Schrift noch keine ſo magern Lettern als in der lateiniſchen, welche Magerkeit ſelbſt bei größerer lateiniſcher Schrift theilweiſe eingeführt wurde, und den Augen nur nachtheilig ſein kann. — Das aufgeſtellte Vorbild der aufgeklärteſten Nationen könnte an den fremdländiſchen Einfluß erinnern, von welchem Menzel ſpricht. Uebrigens iſt die Mahnung, daß wir Deutſche nicht hinter den aufgeklärteſten Nationen zurückbleiben ſollen, jetzt keine zeitgemäße mehr, wenn ſie auch vor Jahren ihre Geltung gehabt haben mochte. Denn jetzt ſind die andern Nationen bemüht, nicht hinter den Deutſchen zurück zu bleiben. — Wenn in der beſagten Abhandlung noch aus Wilh. von Humboldts Briefen an eine Freundin (Brief 34) angeführt wird: „er bediene ſich ſeiner ſchwachen Augen wegen jetzt der größern lateiniſchen Schrift, weil die kleinen deutſchen Buchſtaben, ſeine Augen mehr angriffen"; ſo gehört dies eigentlich gar nicht in die vorliegende Frage. Denn es iſt nicht von der Druckſchrift oder Fractur die Rede, die ſich eher größer ausnimmt als die auf demſelben Kegel befindliche lateiniſche, ſondern von der ſogenannten deutſchen Currentſchrift, in welcher Wilh. v. Humboldt ſeiner gewohnten Schreibweiſe keinen Zwang anthun wollte, um die kurzen Buchſtaben ſo lang zu machen, als dies im Lateiniſchen üblich iſt. Uebrigens war Wilh. v. Humboldt dem Gefühl für den Gebrauch vaterländiſcher Schrift noch nicht ſo abgeſtorben als J. Grimm, da er anerkennt, daß manchen Deutſchen der Gebrauch dieſer Lettern,

namentlich für brieflichen Verkehr, mißfällig sei, und sich bereit erklärt, wenn die Freundin es wünscht, zur gewohnten Schrift zurück zu kehren. Doch ein langes Hin- und Herstreiten in derlei Dingen könnte den Schein gewinnen, als ob es an den Streit um des Esels Schatten nahe angränze. Wenn aber wirklich, wie Franz Pfeiffer in seinem Prospectus zu seiner neuen Zeitschrift Germania sagt, es „nicht zu leugnen ist, daß auf dem Gebiete der deutschen Philologie, wie auf keinem andern Felde der Gelehrsamkeit, die Herrschaft der Auctorität, das Ansehen der Schule eine Höhe erreicht hat, die nicht mehr fördernd sondern hemmend wirkt; so klebt dieser der Wissenschaft an sich fernliegenden Schulfrage noch ein besonderer Makel an. Kein Volk Europa's ist geneigter, das eigenthümlich Heimathliche aufzugeben und mit Fremdem zu vertauschen, als die Deutschen; und bei keinem andern Volke, das seit dem Bestehen der Presse, eine Literatur, auf die es mit dem vollsten Rechte stolz sein darf, in eigenthümlicher äußerer Form ausprägte, würde aus kosmopolitischer Weichmüthigkeit und Mangel an Achtung gegen das Heimathliche diese Frage je so weit gediehen sein, als sie bereits bei uns gediehen ist. Daß wir aber die eckige Schrift als etwas national-deutsches ansehen dürfen, möchte ich wenigstens mit Wolfg. Menzel glauben, welcher in dem ersten Briefe sagt: „die deutsche Druckschrift ist aus der Antiqua hervorgegangen, aber sie hat alle Rundungen in Ecken verwandelt, und überall Spitzen und Schnörkel angebracht, bewußt oder unbewußt ganz in derselben Weise, wie die deutsche Baukunst den römischen Rundbogen zum Spitzbogen machte. Das war nicht tadelnswerth, es lag im Geist der Zeit und der Nation, und es hat uns den Vortheil und die Ehre einer eignen nationalen Druckschrift verschafft. Warum sollten wir darauf verzichten, um uns künftig nur wie die romanischen Völker lateinischer Schrift zu bedienen?“]

14.

Schlußbemerkungen.

Fassen wir in Kürze die oben gegebenen Nachweisungen zusammen, so ergibt sich Folgendes:

1. Das Verfahren der historischen Grammatiker ist ein unhistorisches. Daß die Lautgesetze unserer Sprache nach der Blüthezeit des Mittelhochdeutschen verflacht und abgeblichen sind, geht klar aus ihren Nachweisungen hervor. Aber es ist nicht minder wahr, daß unsere jetzige Sprache nicht nur in Länge und Kürze und selbst in der Vocalisation der Silben, sondern auch in der Wort- und Satzgestaltung eine andere geworden ist. Nichts desto weniger wollen sie die schriftliche Ausprägung

dieſer ganz andern Sprache wieder zurückführen auf dasjenige Lautgepräge, das dem Mittelhochdeutſchen oder Altdeutſchen und Gothiſchen eigen war. Sie müſſen deßhalb das Adelung'ſche Geſetz, daß die Schreibung mit der richtigen Ausſprache des Hochdeutſchen übereinſtimmen ſolle, gänzlich verwerfen, und auch gewiſſermaßen leugnen, daß die Entwicklung einer Sprache in ihrer lebendigen Bewegung eine Umgeſtaltung der Laute erfahren könne. Wenn ſie dieſe unumſtößliche Wahrheit nicht in ausdrücklichen Worten leugnen, ſo thun ſie es durch die That. Mit Mißachtung der Adelung'ſchen auf die richtige Ausſprache geſtützten Begründung haben ſie nach ihrer Ueberzeugung eine weit feſtere Grundlage in dem hiſtoriſch überlieferten Buchſtaben gefunden. Allein worauf gründet ſich dieſe hiſtoriſche Ueberlieferung? — Vor Allem auf die Ausſprache jener Zeit, aus der ſie ſich erhalten hat. — Und unſere jetzige Ausſprache ſoll für die Schrift ganz und gar ohne Geltung ſein? Und es ſollen für die Lautgeſtaltungen, welche jetzt ganz andre geworden ſind, dieſelben Geſetze gelten, die im Mittelhochdeutſchen ꝛc. beachtet worden?

Mag Adelung das Mittelhochdeutſche nicht berückſichtigt haben, mögen auch unſere klaſſiſchen neuhochdeutſchen Schriftwerke nicht in allen Einzelheiten der Schreibung vollkommen übereinſtimmen, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß die Rechtſchreibung derſelben vorzugsweiſe auf dem Streben beruht, den jetzigen Lautſtand des Hochdeutſchen nach gleichmäßiger Form auszuprägen. Sei es nun, daß dieſe Ausprägung von den Grammatikern, oder mittelſt dieſer von den Schriftſetzern, oder aus den Autoren ſelbſt hervorgegangen iſt, ſo beruht dabei Alles auf dem Streben nach einem Ziele, das in der Sache begründet iſt, auf dem Streben nach gleichmäßig entſprechender Ausprägung des jetzigen Lautſtandes unſerer Sprache.

Aber die Lautgeſtaltungen des Mittelhochdeutſchen und Altdeutſchen, ſagen die hiſtoriſchen Grammatiker, waren weit vollkommener in ihrer Ausprägung, und verdienen deßhalb die genauſte Berückſichtigung. Dagegen wird jedoch auch nicht zu leugnen ſein, daß die klaſſiſche Vollendung einer nationalen Literatur nicht von dem Grade der genauen Ausprägung der Lautverhältniſſe in Buchſtaben, Wortbildung und Flexion ab-

hängt. Mögen unſere Sprachformen verflacht, unſere Sprachgeſetze abgeblichen ſein, ſo iſt die klaſſiſche Höhe der Vollendung unſerer Literatur in der geiſtigen Entäußerung des Gefühls und der Gedankentiefe, die aus Poeſie und Wiſſenſchaft entquillen, dennoch vorhanden. Und wenn gerade dieſe klaſſiſche Vollendung unſerer jetzigen nationalen Literatur [27]) eine übereinſtimmende Ausprägung der Lautverhältniſſe unſerer Sprache gewonnen hat, ſo gebührt derſelben auch Anerkennung für die Form ihrer Schreibung, die als vollendete Thatſache vor uns ſteht. — Dasjenige Verfahren iſt aber ein unhiſtoriſches, welches vollendete Thatſachen ignorieren oder gänzlich umſtoßen will.

2. Die Vorwürfe der Regelloſigkeit, welche die hiſtoriſche Grammatik der Adelung'ſchen Orthographie, namentlich in Beziehung auf den Gebrauch der Dehnungszeichen und ihre Unterlaſſung u. ſ. w. macht, ſind großentheils ungegründet, weil bei näherer Unterſuchung ſich (wie oben geſchehen) allgemeine Grundſätze nachweiſen laſſen, auf welche die Schreibung ſich ſtützt.

Und wenn J. Grimm in der 3. Ausgabe ſeiner Grammatik (S. 216) ſagt: „Der bloße Zufall hat nie die eine oder die andere Schreibweiſe entſchieden, und in ſo ferne iſt es bedenklich, ſie gegen reinwillkürliche, durch die Geſchichte unerleuchtete Neuerungen aufzugeben," ſo ſtimmen wir ihm völlig bei. Nur mit dem großen Unterſchiede, daß er nur das von der Geſchichte erleuchtet nennen will, was ſchon vor wenigſtens fünf Jahrhunderten beſtanden hat, während wir demjenigen, was ſeit mehr als fünf Decennien in der Ausprägung unſerer klaſſiſchen Literatur feſtſteht, das Licht des hiſtoriſchen Rechts in ſeinem Beſtehen beilegen. Dieſes Recht des jetzigen Beſtehens wird nicht vor jener Erleuchtung, welche von den erſtorbenen

---

27) Ehren Gottſched meinte ſchon im Jahre 1748, daß unſre Sprache „allem Anſehen nach denjenigen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben ſcheint, worinnen ſie zu allen Vorfällen und Abſichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geſchickt und bequem iſt. Die Regierung zweener Allerdurchlauchtigſten Auguſte in Sachſen verdient billig das goldene Zeitalter derſelben genannt zu werden." — Mag er ſich geirrt haben; ſeine Meinung war jedenfalls patriotiſcher als die der Verächter deſſen, was wir jetzt beſitzen.

Sprachformen herdämmert, als verblichen erſcheinen. Nur durch willkürlichen Neuerungsſinn kann der hiſtoriſche Beſtand der Gegenwart geleugnet werden. Und daß eben dadurch die Erleuchtung, welche jenes erſtorbene Phantom gewährt, auf irre Wege führt, die kreuz und quer in den verſchiedenſten Richtungen ſich erſtrecken, geht aus dem oben Nachgewieſenen hervor. Darum dürfen wir ſagen:

3. Die ſogenannte hiſtoriſche Begründung unſerer Schreibung bietet uns keinen feſten Halt. — Abgeſehen davon, daß die hiſtoriſchen Grammatiker unter ſich höchſt abweichend und verſchieden ſchreiben, ſo daß eine einheitliche Schreibung durch ſie gar nicht ermöglicht werden kann, ſind ſie auch, jeder für ſich, völlig inconſequent. Weil ihnen die Gegenwart keinen Halt bietet, oder vielmehr, weil ſie in der gegenwärtigen Lautſtellung keinen Halt finden zu dürfen glauben, ſo wanken und ſchwanken ſie im Gebiete des erſtorbenen Lautreiches, und finden bald da bald dort eine Stütze, die ſie aber — wenigſtens nach dem was bis jetzt kund geworden — nirgends conſequent ausbeuten, ſondern immer mit einer gewiſſen Willkür handhaben. Belege dazu ſind in dem Obigen genugſam gegeben.

4. Und was bietet uns die hiſtoriſche Grammatik ſtatt der von Adelung erſtrebten Verſtändlichkeit für alle Provinzen Deutſchlands? — Daß Adelung dieſes Vorhaben beinah zur Vollendung gebracht, erkennen ſowohl Jac. Grimm als Ph. Wackernagel an. Und wenn die nächſten Decennien nach Adelung, welche die ganze Maſſe wohlausgerüſteter Ausgaben unſerer klaſſiſchen Schriftwerke uns boten, dieſer Aufgabe noch näher gerückt waren, wo ſtehen wir jetzt? — Wir ſollen den Beſitz gar nicht achten, den wir haben. — Phil. Wackernagel wenigſtens bietet uns in ſeinem Programm rein provinzielles, das von den von Schwaben entlegenern Provinzen ſchwer zu verſtehen iſt. Mag er es zum Scherz gethan haben, ſo bietet Herr Dr. Möller im Ernſte Lautgeſtaltungen und Flexionsformen, die ſich auf die Sprache der Gebildeteren in der Wetterau ſtützen. (Die Gebildeteren ſind aber deßwegen noch nicht die Gebildeten, ſo wie die Beſſeren nicht gerade die Guten.) — Jac. Grimm dagegen ſtellt in Ausſicht, uns auf das Gothiſche zurückzuführen, damit wir für v überall f ſetzen,

und das überflüſſige w vertilgen, das durch v zu erſetzen iſt. Durch ſolch Verfahren ſind wir freilich radical vor provinziellen Eigenthümlichkeiten bewahrt. Es wird keine Provinz dabei bevorzugt, aber allen wird das Gebotene fremd und unverſtändlich ſein, außer etwa der aufkeimenden Jugend, die nicht in der alten Bibel, ſondern in der darnach eingerichteten neuen Fibel leſen gelernt hat. — Jedoch Jac. Grimm will dies Alles nur für die Zukunft anbahnen.

5. Es iſt aber der klaſſiſch vollendeten Stufe unſerer Literatur völlig unwürdig, daß man uns jetzt eine Orthographie der Zukunft in den Schriften der hiſtoriſchen Grammatiker anbahnen will. Ohne Achtung für das was wir haben, und doch ohne den Muth, dies mit einem Mal umzuſtoßen,[28]) will man uns mit Irrthum und Wahrheit gängeln, wie vor Zeiten die Jeſuiten das Volk in Paraguai. Wenn wir aber dieſes kindiſche Gängeln bei einer männlich reifen Literatur verachten zu müſſen glauben, ſollten wir uns dann nicht lieber an die entſchiedenen Neuerer in der Rechtſchreibung — wie an Hr. Dr. Möller — halten? Und böte man uns

---

28) [Ich darf nicht zu erwähnen unterlaſſen, daß J. Grimm ſelbſt in frühern Jahren auch dieſen Muth beſaß. Er wähnte, wie er ſelbſt ſagt (Vorrede zum Wörterb. Col. VIII u. IX.), es ſei in der bewegten Zeit des Vaterlandes der Augenblick gekommen, um allen Wuſt und Unflath aus unſrer Schreibung auszufegen, was einer der Hauptgründe für ihn war, die Ausarbeitung des Wörterbuchs zu übernehmen. „Als aber (nach 1848) ſonſt überall in die jüngſt verlaſſenen Gleiſe zurück geſchoben wurde, leuchtete ein, daß es unmöglich geweſen wäre, hier (in der Orthographie des Wörterbuchs) in die älteſten wieder einzulenken.“ J. Grimm hat demnach außer andern Gründen (S. 25 oben) auch aus Rückſicht auf die ſtaatlichen Verhältniſſe unſeres Vaterlandes zu thun unterlaſſen, was Dr. Möller verſuchte. Ohne das Tragiſche, das hierin liegt, verkennen zu wollen, wird es aber doch meine Ueberzeugung bleiben, daß die Orthographie beſſer ganz unabhängig von der Politik betrieben wird, und daß die Anhänger Grimm's im höchſten Grade unrecht gethan, daß ſie, was noch 1838 Schmeller (den W. Menzel im 2ten Briefe anführt) als einen großen Vortheil für uns rühmte, mit Füßen getreten und, aus irrigem Wahne von Wuſt und Unflath, zu vernichten bemüht waren, ohne im Stande zu ſein, etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen.]

eine Ausgabe von Schiller, in welcher der alte Reding schwert, und der alte Daniel liegt; — spectatum admissi risum teneatis amici?

6. Daß die Schrift dazu bestimmt ist, die Laute der lebendigen Rede darzustellen, wird von Niemand in Frage gezogen. Aber es ist ein offenbares Verkennen der Sache, wenn die historischen Grammatiker sagen, die Schrift sei deßhalb nur für das Ohr bestimmt, als ob man mit den Ohren lesen könnte? — Für das Lesen aber ist die Schrift vorhanden; also geht ihre allernächste und Hauptbestimmung auf das Auge. Und wenn nun Adelung darauf Rücksicht genommen hat, das Auge in seiner Function, in der es uns die Vorstellung des lebendigen Lautes der Rede vor die Seele führen soll, zu erleichtern; wenn unsere übliche Schreibung mancherlei besitzt, was für das Auge bequem ist, was aber andere Sprachen nicht haben, sollen wir dies deßhalb abwerfen? — Es ist vielmehr nachgewiesen, daß z. B. die großen Anfangsbuchstaben ein wesentlicher, reeller Vorzug unserer Schrift in dem jetzt üblichen Gebrauche sind. — Und wenn wir die Dehnungszeichen abwerfen wollten, und morgen mit Herrn Dr. Möller ferker, hingen (für Verkehr, hingehn) schrieben, wie lange würde es dauern, daß wir Accente einführten, um ferker von erker (Erker), und hingen (hingehn) von hingen (hingen) zu unterscheiden? — Wäre dies nicht gerade so thöricht, wie wenn ein unüberlegter Mensch beim Sonnenschein seinen Mantel als überflüssig wegwürfe, und alsbald — um vor Nässe und Kälte sich zu schützen — genöthigt wäre, nach einem andern Ueberkleide sich umzusehen? — Wollte er diesen Schritt damit beschönigen, daß er sagte, Andere trügen auch nur kurze Ueberkleider, so würde er als Modegeck erscheinen.

7. Unter die jetzt zu beachtenden Verhältnisse für unsere Schreibung gehört gewiß auch der Umstand, daß bei uns nicht mehr bloß poetische Ritter und gelehrte Mönche sich mit Schreiben befassen, sondern daß ein Jeder schreiben soll und will. Deßhalb wird es um so unpraktischer und verwerflicher sein, die Gesetze der Schreibung aus einer nicht nur den minder Gebildeten, sondern auch den sogenannten Gebildeteren unbekannten Literatur zu schöpfen.

8. Zum Schluſſe iſt noch die Bemerkung zu wiederholen, daß es Pflicht der hiſtoriſchen Grammatik iſt, — ſo wie ſie uns lehrte, unſere Declinations- und Conjugationsformen genauer und richtiger zu verſtehen, ohne unſere jetzt üblichen Flexionen ändern zu wollen, — ebenſo auf die Abweichungen der Schreibung hinzuweiſen, ohne aber dasjenige, was bei der jetzt veränderten Lautſtellung des Hochdeutſchen in der Schreibung Geltung erlangt hat, (ſei es auch dem Mittelhochdeutſchen oder Gothiſchen nicht conform) umſtoßen oder vernichten zu wollen. Sie muß das hiſtoriſch Beſtehende achten, ſonſt verliert ſie das Recht, ſich hiſtoriſche Grammatik zu nennen.

Hieran knüpft ſich zugleich noch die einfache Betrachtung, daß es immer Germaniſten gegeben hat und jetzt noch gibt, die mit Forſchungen über unſere frühern Sprach- oder Literaturwerke ſich befaſſen, und gewiß große Achtung und Liebe für das Alt- und Mittelhochdeutſche hegen, die aber nichts deſto weniger nicht von dem einfachen Geſetze abwichen: „Schreib wie die Andern.“ Ihr Verhalten, dem das von Grimm bei der erſten Ausgabe ſeiner Grammatik noch völlig conform war, wird uns ein beſſeres Muſter ſein, als das der neuernden Grammatiker.

[Als ein entſprechendes Beiſpiel zu dieſem Satze möchte ich die von Fr. Pfeiffer herausgegebene Germania anführen, wovon das erſte Heft jetzt vorliegt. Darin befinden ſich von bedeutenden Germaniſten Beiträge und Abhandlungen. Außer dem von J. Grimm (S. 18—33) abgedruckten Aufſatze „über die zuſammengeſetzten Zahlen“, welcher in der von Grimm in ſeinem Wörterbuche beachteten Orthographie geſchrieben iſt, haben die andern gar nichts Abweichendes von der gewöhnlichen Schreibung. Sie folgen alle dem Grundſatze: Schreib wie die Andern. Und dieſes thut L. Uhland, Ad. Holtzmann, Friedr. Zarncke u. A., die hier Aufſätze liefern, und Fr. Pfeiffer ſelbſt. Wie ganz fern von jeder der Neuerungen, die die hiſtoriſchen Grammatiker einzuführen bemüht ſind, Fr. Pfeiffer ſteht, leuchtet beſonders auch aus ſeiner neudeutſchen Ueberſetzung der Schrift Theologia deutſch hervor, indem er ſich auch der deutſchen Lettern bediente, während in der beſagten Zeitſchrift wegen der Anführungen lateiniſcher Quellen, oder Anführungen aus deutſchen Handſchriften, welche Accente nöthig machen, z. B. drîer, die Benützung der lateiniſchen Schrift ſich empfiehlt. — Und ſollten wir denken, daß dieſes Fernestehen von der ſogenannten hiſto-

rischen Schreibung, in einer Mißachtung der mittel- oder althochdeutschen Literatur, oder gar in einem Mangel an eindringlichen Studien in die Sprache derselben begründet sei? — Es beruht vielmehr gewiß auf einem klaren Begriffe von dem, was historisch begründet, und historisch berechtigt zu nennen ist.

Und wenn nun der gelehrte Schulmann in der deutschen Vierteljahrs Schrift (S. 114) meint, der germanistisch gebildete Lehrer sei jetzt zu zwei Schreibarten genöthigt, der gelehrten und der gewöhnlichen, und so ihm ein Dualismus aufgezwängt, so möchte ich rathen, ein solcher Lehrer (der ja doch seine germanistischen Studien nicht auf Vilmar's Grammatik beschränkt haben wird) möge das Verhalten der oben angeführten Germanisten, mit denen noch viele andre Germanisten übereinstimmen, sich zum Vorbilde nehmen. Er wird dann von dem Zwange eines Dualismus, und von einem Schulzwange fern bleiben.]

Der um die Grammatik im Allgemeinen und um die deutsche insbesondere hochverdiente Karl Ferd. Becker machte bei dem ersten Erscheinen seiner Sprachlehre den deutschen Grammatikern den Vorwurf, daß sie immer zu viel Orthographie getrieben hätten. Er dachte dabei wohl am allerwenigsten an Jac. Grimm, dessen Forschungen er hoch schätzte, und auf welche er sich vielfach stützte. — Allein nach dem bisher Gesagten unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß wir jetzt noch diesen Vorwurf ganz besonders gegen die historischen Grammatiker auszusprechen berechtigt sind.

So wenig übrigens eine Ausgabe des alten Nibelungentextes, der die mittelhochdeutsche Sprache repräsentieren soll, in der Orthographie Adelungs oder Beckers (mit dem Dehnungs-h und ie, ohne die tenuis im Auslaute u. s. w.) eine historische Berechtigung sich anmaßen könnte, so wenig wird eine Ausgabe von Göthe's oder Schiller's Werken in der oben besagten Schreibung der historischen Grammatiker eine historisch begründete Form haben. Und wir werden gleich berechtigt sein, uns ebensowohl von J. Grimms Orthographie der Zukunft, als von den weit gehenden Auswüchsen der Gegenwart, die Andere bieten, fern zu halten.

Es trifft aber die historischen Grammatiker der schwere Vorwurf, daß der einzige gemeinsame Gebrauch, (wie Ph. Wackernagel die deutsche Orthographie nennt,) worin alle deutsche Stämme, die sonst nicht besonders einmüthig zu gehen pflegen, einig waren, durch sie ebenfalls die gemeinsame Ein-

heit zu verlieren bedroht ist, wenn wir ihnen anders noch ferner Gehör schenken.

[Menschlichen Dingen ist keine ewige Dauer beschieden. Ich habe daher oben meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß wenn es auch dazu kömmt, daß J. Grimm's Orthographie der Zukunft sich dereinst verwirklicht, man sie dennoch für die mit Gründlichkeit vorgenommene Erneuerung der Schriftwerke unserer jetzigen klassischen Literatur wird bei Seite liegen lassen. — Uebrigens glaube ich, das Unhaltbare und Inconsequente der historischen Grammatiker für Orthographie oder orthographische Gesetze nachgewiesen zu haben.

Wenn wir aber auf die Quelle aller dieser Erscheinungen — auf J. Grimm selbst — unsern Blick wenden, so werden wir bei seinen hohen Verdiensten keine ungerechte Beurtheilung seiner Mängel oder Versehen uns zu Schulden kommen lassen. Es erging ihm gewissermaßen, wie dem gelehrten alten Phil. Buttmann, der in der Vorrede einer der spätern Ausgaben seiner Grammatik das Bekenntniß ablegte, daß er vor den Augen des Publikums griechisch gelernt habe. Hieran hat Niemand einen Vorwurf für Buttmann geknüpft, sondern man hat sein Lernen ihm zum Verdienste angerechnet Und J. Grimm ist gewiß fern davon, einem ähnlichen Bekenntnisse sich entziehen zu wollen. Aber sein Feld war ein ganz anderes, ein völlig brach gelegtes, ödes, das er neu bebaute und belebte. Und dadurch daß J. Grimm die deutsche Sprache in allen Verzweigungen mit der bewundrungswürdigsten Gründlichkeit durchforschte, und ebenso das ganze deutsche Alterthum nach allen Seiten hin durchleuchtete, aber nebenher in etwas Fertiges bereits Geregeltes, das nur gleichsam die Schale des Eies bildet, während seines Lernens einzugreifen unternahm, sah er sich später veranlaßt, Manches wieder fallen zu lassen, was Andre sofort eifrig ergriffen hatten. Zudem ist J. Grimm viel zu geist- und gedankenreich, um dem trocknen Geschäfte eines Orthographen gleichmäßig abzuwarten. Daher kommt es, daß selbst ein Anhänger der historischen Orthographie, Andresen (S. 8), bemerkt, daß in Grimms zahlreichen Schriften kaum ein einziges als nicht unzweifelhaft geltendes Wort sich findet, das immer in gleicher Form dem Leser entgegentrete. Man findet, sagt er:

> allmählich, allmälich, allmählig, allmälig; schmied, schmid, schmidt; eßich, essich, eßig, essig; paſt, paſst, paßt; gröſte, gröſste, größte; weize, weizen, waize, weitzen; gewis, gewiſs, gewiß; vornehmlich, vornemlich, vornämlich; kenntnis, kentnis, kenntniß; reisich, reisig, reißig; maß, maaß, maas; überschwänklich, überschwenklich, überschwänglich.

Und hierzu kommen noch andre Nachweisungen von demselben Ge-

lehrten, wie z. B. S. 33: „Bei J. Grimm finden sich die Formen: ergibig, nachgibig, ausgibig in zahlreichen Beispielen vertreten, weit seltner begegnet man hier ie ꝛc.

Ferner kommt hinzu, daß J. Grimm von ausdrücklichen Vorschriften für die Schreibung, welche er gegeben, später wieder abwich, wie z. B. von der Schreibung des ß in wißen und Waßer, wovon schon oben die Rede war. Und während J. Grimm in der zweiten Ausgabe seiner Grammatik 1822 S. 520 u. 523 (bevor die Lehre von der Brechung der Vocale von ihm aufgefunden war) dinen statt dienen zu schreiben vorschlug, wie gût statt guot; so verlangt er in der dritten Ausgabe (1840) Schonung für dieses ie (S. 223). Diese Abweichungen sind aus genauerer Erwägung oder aus Erkenntniß von Irrungen hervorgegangen. Doch mehr willkürlich Schwankendes scheint z. B. darin zu liegen, daß er in der zweiten Ausgabe der Grammatik S. 525 sagt: „Einige vereinfachen das f inlautend bei nachfolgenden Consonanten, als treffen, trift; hoffen, hoft, hofnung; consequenter scheint mir trifft, hoffnung;" daß er dagegen im Wörterbuche (Vorrede Col. LIX) für die Vereinfachung des f sich erklärt, weil es ein scharfer Laut sei ꝛc. — Dieser neu auftauchende Gedanke ist aber nicht etwa erst bei der Herausgabe des Wörterbuches entstanden, sondern schon im vierten Bande der deutschen Grammatik vom Jahre 1837 findet sich trift mit einfachem f. —

Ebendahin gehört das oben angeführte nach 1831 bemerkbare Schwanken im Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben beim Beginn eines neuen Satzes.

Hören wir dagegen, was der oben angeführte Anhänger der sogenannten historischen Schreibung, Andresen (S. 8), in Beziehung auf genaue Uebereinstimmung und stricte Durchführung des Angenommenen in Orthographie und Interpunktion sagt, nachdem er über das häufige Schwanken Andrer sich ausgesprochen: „Hier steht Karl Ferd. Becker, der scharfsinnige Verfasser der deutschen Grammatik, unter Wenigen als Muster da, in dessen eigner Orthographie und Interpunktion eine wahrhaft bewundrungswürdige Sauberkeit und Ordnung herrscht."

Wer also eine nicht schwankende Orthographie oder eine solche, die ihn nicht den Musterwerken unserer Literatur entfremdet, zu beobachten wünscht, wer keine erst werdende „Orthographie der Zukunft" will nach und nach in unsre nicht mehr in der Wiege der Kindheit liegende Sprache einschwärzen helfen, sondern vielmehr ein solches Streben unsrer männlich reifen Literatur unwürdig hält, dem wird diese Nachweisung des historischen Grammatikers selbst zum Fingerzeig dienen können.

Druck von Julius Groos in Heidelberg.

HOME USE
CIRCULATION DEPARTMENT
MAIN LIBRARY

This book is due on the last date stamped below.
1-month loans may be renewed by calling 642-3405.
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk.
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.
ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL 7 DAYS AFTER DATE CHECKED OUT.

JUL 30 1974 7 8

REC. CIR. AUG 26 '75

LD21—A30m-7,'73
(R2275s10)476—A-32

General Library
University of California
Berkeley

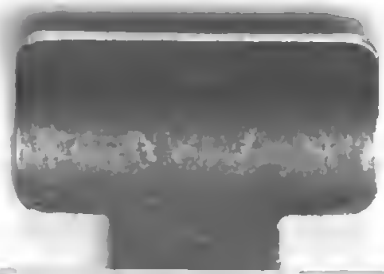
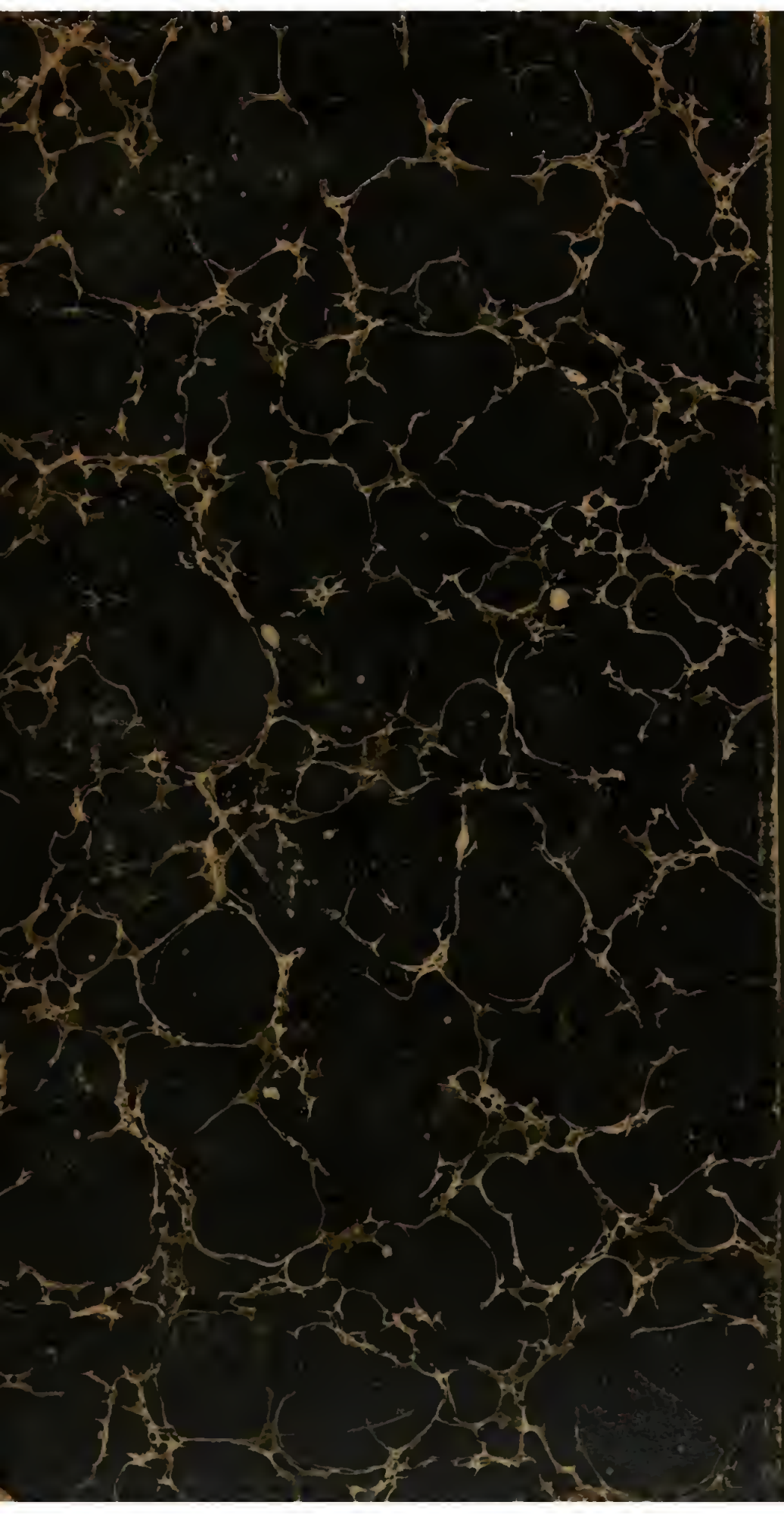
M81012 PF3141 F4

Feldbausch, Felis X.
Ueber die historische begründung der deutschen rechtschreibung.

M81012

PF3141
F4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



Digitized by Google